



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 16 August 6, 1953**

Köln: Bund-Verlag, August 6, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



# AUFWÄRTS



Das Koreamädchen lacht wieder — in ihrer Heimat ist der Krieg „eingeschlafen“. — Vor 17 Jahren begann ein Krieg, der den Spaniern das Lachen vertrieb. Peter Baum berichtet über den spanischen Bürgerkrieg, der eine Million Menschen mordete.

Nach 17 Jahren:

## Die Wahrheit über Spanien

Warum am 18. Juli 1936 der Bürgerkrieg in Spanien ausbrach - General Franco ist ein Verräter

Madrid, 16. Februar 1936, 14 Uhr: Die Treppe zum Innenministerium wird von einem kleinen fettleibigen Mann in Uniform der republikanischen Armee erstiegen. Das ist General Franco, Generalstabschef der Republik. Ungerufen erscheint er, um seine Treue gegenüber der Verfassung zu bekunden.

Madrid, 16. Februar 1936, 18 Uhr: Im ganzen Land werden die Wahllokale geschlossen. Das spanische Volk hat heute ein neues Parlament gewählt. Zwei machtvolle Blöcke rivalisieren miteinander: die Rechtskoalition mit den Faschisten und Monarchisten als Zentrum und die Volksfront mit den Sozialdemokraten, Anarchisten, Republikanern als Zentrum und mit den Kommunisten am Rande.

Madrid, 16. Februar 1936, 22 Uhr: Es steht fest, daß die Volksfront den Wahlsieg errungen hat. Sie wird mit 277 Abgeordneten in das Parlament einziehen, gegenüber 164 Abgeordneten der Rechtskoalition. Die Kommunisten sind an der Volksfront lediglich mit 16 Abgeordneten beteiligt.

Madrid, 16. Februar 1936, 23 Uhr: José Diaz, Generalsekretär der Kommunistischen Partei Spaniens, ruft Jesus Hernandez, Mitglied des Politbüros der KP zu sich, um mit ihm und den beiden Sowjetberatern Stephanow und Codovilla die Lage zu besprechen. Die beiden Russen geben erste Anweisung, wie die KP den Sieg der

Volksfront für eigene Interessen auszunutzen hat. „Unsere Aufgabe ist es“, erklärt Stephanow, „die Festigung des bürgerlich-demokratischen Systems zu verhindern und die Macht zu erobern.“ Hernandez widerspricht, wird aber nicht gehört. — 17 Jahre später wird er in Mexiko ein Buch veröffentlichen, das über dieses Gespräch berichtet und über die verhängnisvolle Politik der Russen in Spanien.

Madrid, 18. Juli 1936, 12 Uhr: Ganz Spanien ist in Aufruhr. Ein faschistischer Putsch gegen die Republik hat in der Nacht begonnen. Der republikanische Generalstabschef Franco hat die Republik verraten, er ruft die Armee zur Rebellion.

Madrid, 18. Juli 1936, 15 Uhr: In der Hauptstadt toben Straßenkämpfe. Die Garnisonen der meisten Städte sind zu den Putschisten übergegangen. Niemand weiß genau, wer Herr des Landes ist.

Madrid, 21. Juli 1936, 12 Uhr: Die Republik hat den ersten Schlag der Faschisten überlebt, die Mehrheit des Volkes ist ihr treu geblieben. Sie hat sich notdürftig bewaffnet und den Ansturm der Faschisten abgelenkt. Der größte Teil des Landes ist in Händen der Republik geblieben. Trotzdem ist die Lage bedrohlich. Die Rebellen haben die meisten Waffen, und schon ist es ihnen gelungen, die erste italienisch-deutsche Waffenlieferung an Land zu bringen.

Fortsetzung Seite 7

## Sie wollen in den Bonner Bundestag



Aufwärts besuchte kürzlich zwei junge Kandidaten

„Schönen guten Morgen“, sagten wir. „Wir kommen vom »Aufwärts« und möchten Karl Wienand sprechen.“ „Mein Mann rasiert sich gerade“, sagte Frau Wienand und wies mit der Hand durch die Küchentür. „Aufwärts“-Fotograf Held entscherte seine Kamera und nahm das Gesicht des jungen Mannes gefangen. Er blickte etwas verduzt in die Linse; einen Überfall am frühen Morgen hatte er nicht erwartet. „Was wollt ihr mit dem Foto?“, fragte Wienand. „Veröffentlichen“, sagte ich. „Mit Seifenschaum?“, fragte Wienand. „Mit Seifenschaum“, antwortete Held. „Zukünftige Bundestagsabgeordnete sind doch Menschen, die sich auch rasieren — und warum soll man sie nicht bei dieser Tätigkeit fotografieren?“ „So, so“, sagte Wienand belustigt, „dann fotografiert mich doch gleich in der Badewanne...“ „Das ginge zu weit“, meinte daraufhin der Fotograf. „die »Aufwärts«-Leser würden das nicht verstehen... Wir haben den Auftrag, den SPD-Bundestagskandidaten für den Wahlbezirk Siegburg zu interviewen und zu fotografieren.“ Wienand fragte: „Und warum interessiert euch gerade der Wahlbezirk Siegburg?“ — „Weil du, Kollege Wienand, als SPD-Kandidat mit deinen 26 Jahren der jüngste Bürgermeister unserer Bundesrepublik bist.“

„Moment mal, ich muß noch Kaffee trinken.“ Helmi van Mergen goß das heiße Wasser in die Kanne. „Ihr wollt mich also für den »Aufwärts« fotografieren, weil ich eine junge CDU-Kandidatin für den Bundestag bin...“ „Das wollen wir“, antworteten wir einstimmig. „Dann müßt ihr mit mir ins Büro fahren, ich bin nämlich Sekretärin bei den Essener Stadtwerken und muß pünktlich anfangen...“ Dann stiegen wir mit ihr in die Straßenbahn. „Eine halbe Stunde Fahrt jeden Morgen, und am Abend wieder eine halbe Stunde, es geht viel Zeit dabei verloren; besonders jetzt, wo ich die Wahlvorbereitungen zu treffen habe.“ „Wir finden es anständig, daß die CDU einem jungen Mädchen die Chance gibt, in einem Essener Wahlbezirk für den Bundestag zu kandidieren“, sagte Fotograf Heinz Held. „Ich bin Mitglied der Jungen Union“, antwortete Helmi, „und ich kenne die Leute meines Wahlbezirks gut. Es sind fast alles Bergarbeiterfamilien. Mein Vater war auch Bergmann. Und als Bergarbeiterkind weiß man, wo den Kumpels der Schuh drückt...“ Helmi lachte: „Wenn ihr mich fotografieren wollt, dann müßt ihr bis heute abend bei mir bleiben, dann gehe ich in meinen Wahlbezirk.“ „Es wird uns ein Vergnügen sein“, sagten wir wieder einstimmig.

Lies Seite 3: Diese jungen Leute wollen in den Bundestag gewählt werden.



Man nehme ein Auto (nach Möglichkeit ein altes Auto — warum, wird man noch sehen). In dieses Auto setzen sich möglichst viele Personen. Die Person, die dem Steuer am nächsten sitzt, bringe den Wagen auf Touren und lasse ihn über die Landstraße rasen. Und dann kommt das Wichtigste: die Person muß die Hände vom Steuer nehmen. Dann rast der Wagen allein. Wenn einer von den Mitfahrenden eine Gänsehaut bekommt und nach dem Steuer greift, um das Auto zu lenken, dann scheidet er aus. Die Übriggebliebenen fangen nun das Spiel von neuem an. Jeder, der nach dem Steuer greift, scheidet jeweils aus...

Es soll vorgekommen sein, daß alle Spieler auf einmal ausschieden: dann hat sich der Tod ans Steuer gesetzt.

Noch ein Spiel: dieses ist viel einfacher als das erste. Man benötigt allerdings zwei Autos und nur zwei Personen. In jedes Auto setzt sich eine Person. Beide Personen rasen nun mit dem Auto aufeinander los. Der Spieler, der als erster ausweicht, hat verloren. Natürlich hat jeder Spieler das natürliche Bestreben, möglichst spät auszuweichen, und so kann es geschehen, daß beide gewonnen haben und auf dem Friedhof (unter Umständen) nebeneinander liegen dürfen.

## Verbotene Autospiele in USA





### Höfliche Diplomaten

Wenigstens unter den Diplomaten ist die Höflichkeit noch nicht ausgestorben. Das beweist eine Anzeige in einer Zeitung von Helsinki: „Der Herr, der am vergangenen Sonntag durch einen vorbeifahrenden CD-Wagen naßgespritzt wurde, wird gebeten, die Telefonnummer 244 19 anzurufen, damit ihm Schadenersatz geleistet werden kann.“ CD bedeutet bekanntlich „Corps diplomatique“. Die Telefonnummer 244 19 gehört der Niederländischen Gesandtschaft in Helsinki.

### Knigge fürs Wartezimmer

Auf einem Kongreß des britischen Ärzteverbandes in Cardiff wurde Klage darüber geführt, daß Patienten aus den Zeitschriften im Wartezimmer die Bilder mehr oder weniger angezogener Mädchen herausrissen. „Wenn ein Patient in den Zeitschriften reizende Schönheiten findet, möge er sie dort lassen, statt sie für seine eigene Sammlung herauszureißen. Auch der nächste möchte seine Wartezeit so angenehm wie möglich verbringen“, heißt es in dem Bericht. Als ungebührlich wird darin auch bezeichnet, daß Patienten ihre Initialen in den Wartezimmermöbeln verewigen.

### In Öl gekleidet

Eine Dame der Standard-Oil-Gesellschaft präsentierte sich vor kurzem mit Kleidern, Wäsche und Schmuck, die aus Erdöl hergestellt waren. Kleid, Handschuhe und Strümpfe bestanden aus Nylon, das aus dem Olabkömmling Zyklohexan hervorging. Die Perlen der Ohrgehänge und Diamanten der Ringe waren in Kunststoffen gefaßt. Auch Schuhe, Handtasche und Hut waren aus Kunststoffen hergestellt, die aus dem Erdölzeugnis Isookthylalkohol gewonnen wurden.

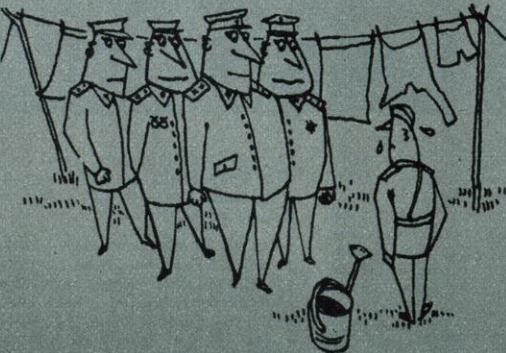
### Klub der einsamen „Bohnenstangen“



In England sind ernsthafte Bestrebungen im Gange, „Klubs der Großen“ zu gründen. Seit kurzem erscheint bereits eine Zeitschrift mit dem schönen Titel „Bohnenstange“, die die Interessen der großen Leute wahrnehmen möchte. Männer unter 1,80 Meter und Frauen unter 1,70 Meter sind von der Klubmitgliedschaft von vornherein ausgeschlossen. Denn der Zweck des Ganzen soll unter anderem sein, die Einsamen unter den großen Leuten zusammenzuführen.

### Dringend

Ein dänischer Soldat, der auf Seeland seine Militärzeit abdiene, stand vor Gericht unter der Anklage, zweimal desertiert zu sein. Die Verhandlung ergab, daß er jedesmal aus „ihm dringlich erscheinenden Gründen“ die Kaserne verlassen hatte und nach Kopenhagen gefahren war. Einmal hatte er seiner Frau bei der großen Wäsche geholfen. Als alles gebügelt wieder im Schrank lag, war er zu seiner Truppe zurückgekehrt. Das zweitemal hatte er seinem Schwager bei den Vorbereitungen zur Hochzeit geholfen. Strafmaß: 20 Tage Arrest.



### AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 06 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressdruck GmbH, Köln.

## Der große alte Mann

Kollege August Schmidt, der bisherige Vorsitzende der IG Bergbau, ist ohne Pathos abgetreten

Ich weiß es auf den Tag genau. Es war der 22. März 1949. Ein sonniger Tag. Zu dreien spazierten wir in der Mittagspause an dem kleinen Fließchen Vollme entlang. Unser Gespräch hatte mit Persönlichem begonnen und war bald zu einem festen Thema geworden. Es ging um die Jugend. Daß sie eine andere sei, um die Ungeduld vieler mit ihr, ob man beim Alten anknüpfen könne, wo der richtige Weg zu ihr sei, und der Fragen mehr, die mit diesem Problem zusammenhängen. Darum gingen unsere Diskussionen. Wir kamen zu keinen endgültigen Ergebnissen. Dafür war auch die Zeit zu kurz. Doch ich erinnere mich zu deutlich dieses Gesprächs wegen des Mannes, der mir Gedanken und Gesichtspunkte mit auf den Weg gab, die mich heute mehr denn je beschäftigen.

Der Älteste von uns, er war damals 71 Jahre, sprach klar und nüchtern zu diesem

Punkt. Ganz ohne Illusionen. Er sah nur die Tatsachen, aus denen das Wesen der heutigen Jugend kommt, und daß wir darum die Jugend mit unseren Anliegen nicht überfordern dürfen. Denn es bedürfe vieler Jahre Zeit, um alles wieder in zeitgerechte Formen zu bringen. Im einzelnen wurde viel mehr gesagt. Aber darum geht es nicht, sondern um den Mann, der so viel Verständnis für die junge Generation zeigte, wie man sehr selten antrifft.

Der Mann, mit dem ich damals in einer Sitzungspause am Ufer der Vollme entlang ging und sprach, ist nun ein Fünfundsiebzigjähriger geworden. In diesen Tagen hat er sein hohes gewerkschaftliches Amt freiwillig in die Hände eines jüngeren Kollegen gegeben.

Ich spreche von August Schmidt, dem bisherigen Vorsitzenden der IG Bergbau. Ohne viele Worte zu machen, ohne Pathos tritt er ab. Ganz wie es seinem

Wesen entspricht. Er war kein Blender. Nie in seiner langen gewerkschaftlichen Arbeit war er ein Mann starker und vieler Worte, die nur um des Eindrucks willen gesprochen wurden. Dafür waren aber seine Argumente um so bestimmter, weil sie kühl, nüchtern und sachlich erarbeitet wurden. Wie oft habe ich erlebt, daß August Schmidt bei langen und oft hitzigen Diskussionen aufstand und ruhig mit wenigen Sätzen das Problem von allen Seiten beleuchtete und ins rechte Licht setzte. Das war seine Größe und Stärke. Er sah immer das Ganze. Nicht für das Heute, für morgen und übermorgen.

So sah August Schmidt auch das Jugendproblem. Darum seine Aufgeschlossenheit und sein Verständnis gegenüber der werktätigen Jugend. Die jungen Freunde der IG Bergbau haben dies an sich selbst ständig erfahren. Dafür kann man keinen Dank abstatten.

Aber ein wenig so sein, so denken und so fühlen wie August Schmidt, so tolerant, so sachlich, so aufgeschlossen, ist der große Beitrag, den die jungen Gewerkschafter unserer gemeinsamen Arbeit leisten können. H. T.

## Für einen besseren Bundestag!

### Kolleginnen und Kollegen! Wählerinnen und Wähler!

Alle wahlberechtigten Staatsbürgerinnen und Staatsbürger sind aufgerufen, am 6. September 1953 einen neuen Bundestag zu wählen.

Die deutschen Gewerkschaften sprechen vor dieser wichtigen Entscheidung klar und offen aus:

Wir sind nicht zufrieden mit der Arbeit des alten Bundestages! Vor seiner Wahl im Jahre 1949 hatten wir Forderungen an den Bundestag gestellt.

Die durch den Bundestag gewählte Regierung hat in ihrer ersten Erklärung die Erfüllung der von den Gewerkschaftsmitgliedern erhobenen Forderungen zugesagt. Trotzdem sind diese Forderungen zum großen Teil unerfüllt geblieben.

Wir forderten Vollbeschäftigung!

In den letzten vier Jahren waren immer weit über eine Million Menschen arbeitslos. Hunderttausende hatten das bittere Los eines Kurzarbeiters zu tragen.

Wir forderten ein umfassendes Wohnungsbauprogramm!

Die doppelte Anzahl von Wohnungen hätte erstellt werden können, wäre der soziale Wohnungsbau nach unseren Vorschlägen gefördert worden.

Wir forderten einen höheren Lebensstandard für Arbeiter, Angestellte und Beamte!

Das Mißverhältnis zwischen Arbeitseinkommen und Preisen ist trotz Mehrleistung des einzelnen nicht beseitigt worden. Im Vergleich zu anderen Ländern der freien Welt ist das Leben bei uns zu teuer.

Wir forderten die Demokratisierung der Wirtschaft und damit die Gleichberechtigung der

arbeitenden Menschen im Wirtschaftsleben! Die innerbetriebliche Mitbestimmung ist durch das vom Bundestag verabschiedete Betriebsverfassungsgesetz nur in unzureichender Weise geregelt worden. Die überbetriebliche Mitbestimmung wurde vom Bundestag überhaupt nicht in Angriff genommen. Die in der Regierungserklärung bindend zugesagte Neuordnung der Besitzverhältnisse in den Grundstoffindustrien ist ins Gegenteil gekehrt worden. Die alten Eigentümer erhielten ihre Besitzrechte in vollem Umfang zurück, ihr Aktienbesitz wurde hundertprozentig und höher aufgewertet.

Wir forderten ein einheitliches und fortschrittliches Arbeits- und Sozialrecht!

Der alte Bundestag hat die bestehende unheilvolle Zersplitterung des Arbeitsrechtes nicht beseitigt. Die vom Bundestag beschlossenen Änderungen in der Sozialversicherung sind ungenügend. Sie haben die Not der alten und arbeitsunfähigen Menschen nicht beseitigt. Eine echte Selbstverwaltung wurde nicht geschaffen. Wir forderten die Beibehaltung staatlicher Zuschüsse zur Verbilligung von Brot und Fett!

Bundestag und Bundesregierung haben diese Verbilligung der Lebenshaltung beseitigt.

Wir forderten eine soziale Steuergesetzgebung! Bundestag und Bundesregierung beschlossen eine Besteuerung, die den Lohn- und Gehaltsempfänger besonders hart trifft und deshalb unsozial ist.

Wir forderten eine fortschrittliche Verwaltung der Bundesrepublik!

Reaktionäre haben während der letzten vier Jahre immer stärkeren Einfluß in maßgeblichen Funktionen des inneren und äußeren Dienstes erhalten.

### Kolleginnen und Kollegen! Wählerinnen und Wähler!

Die Forderungen der Gewerkschaften an Bundestag und Bundesregierung, die dem sozialen Fortschritt und einem echten demokratischen Leben dienen sollen, sind unerfüllt geblieben! Sonderinteressen wurden häufig über die allgemeinen Interessen gestellt. Im alten Bundestag und in der alten Bundesregierung saßen zuwenig Männer und Frauen, die gewillt waren, den arbeitenden Menschen die Rechte zu geben, die sie sich insbesondere auf Grund ihrer großen Leistungen nach 1945 erworben haben.

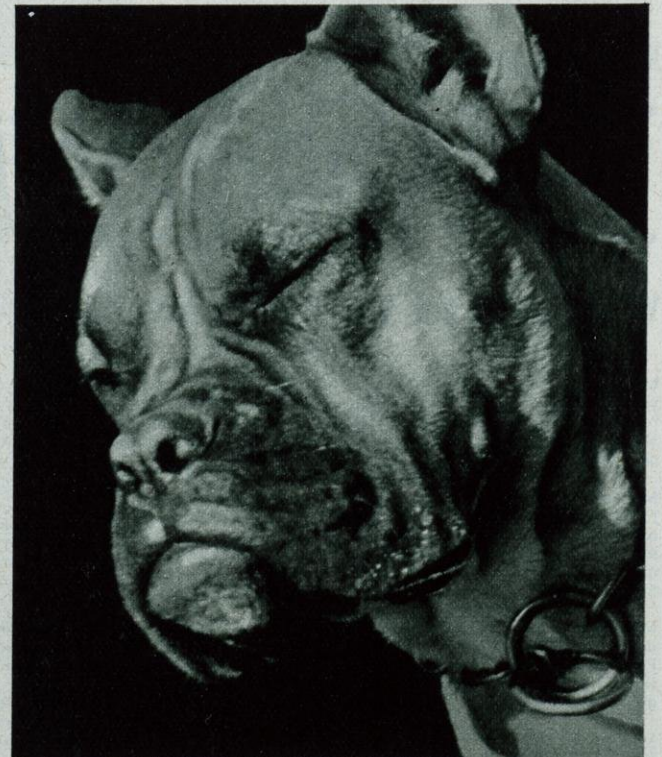
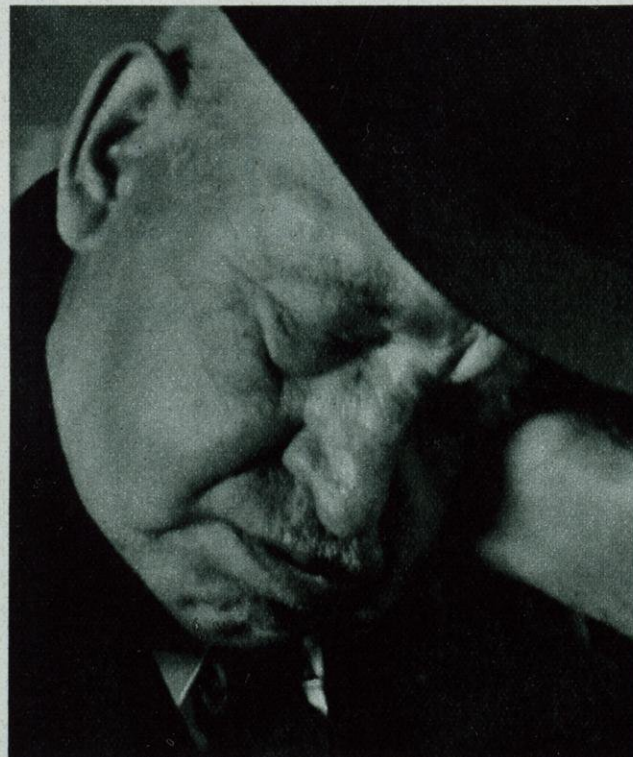
Deshalb richten wir an Euch und an Eure Familienangehörigen den dringenden Appell: Erfüllt Eure Wahlpflicht am 6. September! An diesem Tage spricht Ihr Euer Urteil über den alten Bundestag. Es ist in Eure Hand gegeben, einen besseren Bundestag zu wählen!

Gebt nur solchen Männern und Frauen Eure Stimme, die entweder Mitglieder der Gewerkschaften sind oder durch ihre Haltung in der Vergangenheit bewiesen haben, daß sie im neuen Bundestag Eure berechtigten Wünsche und Forderungen erfüllen.

Ein besserer Bundestag ist für alle Gruppen unseres Volkes, für Jugend und Alter, für Männer und Frauen, für alle Arbeiter, Angestellten und Beamten, von lebenswichtiger Bedeutung.

Wer Frieden und Fortschritt, Freiheit und Einheit will, wer nicht will, daß wieder Gewalt herrscht und Krieg, Terror und Bombennächte über uns kommen, der muß durch Abgabe seiner Stimme zur Wahl eines besseren Bundestages die Kräfte ausschließen helfen, die das deutsche Volk ein zweites Mal ins Unglück stürzen wollen.

(Dieser Wahlauftrag ist vom Bundesvorstand des DGB und den Vorsitzenden der 16 Industriegewerkschaften unterzeichnet worden.)



Der Mann schläft hier nur zum Vergnügen, der Hund würd' dafür Prügel kriegen.





**Das ist mein Wahlkreis**, sagt Helmi und zeigt auf die Stadtkarte.



**Bergleute** wohnen in ihrem Wahlkreis. Sie spricht mit einem Kumpel.



**Der Feierabend** der Sekretärin. Sie öffnet die Haustür. Sie ist daheim.

## CDU

Bundestagskandidatin  
Wahlbezirk Essen-Nord

**Helmi van Meegern**

29 Jahre

Sekretärin bei den Essener Stadtwerken  
nicht verheiratet  
Mitglied der Jungen Union  
von 1948—49 Nationalleiterin der CAJ

Sie will sich im Bundestag besonders einsetzen für:

Familiengerechten Wohnungsbau  
Schutz der Frau  
Familienpolitik

Sie ist für allgemeine Wehrpflicht und für den Schutz der „Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen“

Sie hat kein Hobby

Sie liebt die Filme: *Ein Amerikaner in Paris* und *Entscheidung im Morgengrauen*  
Sie liest gern „Deutsche Schicksalsfragen“ von Max Pribiller

In einer kleinen Zweizimmerwohnung lebt Helmi mit ihrer Mutter. An der Wand das Kreuz und das Bild des verstorbenen Vaters. Er war Bergmann.



## Diese beiden jungen Leute wollen in den Deutschen Bundestag gewählt werden



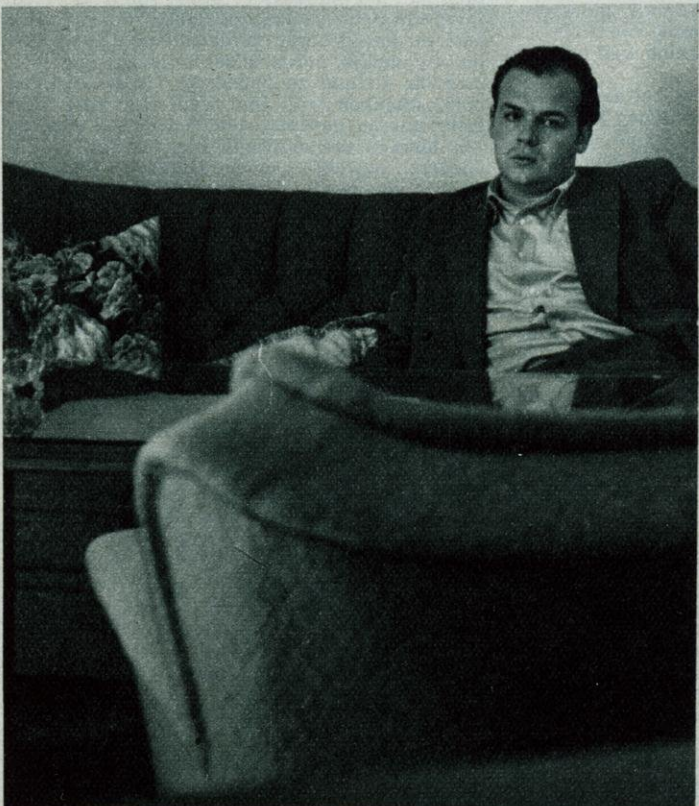
**Deutschlands jüngster Bürgermeister** Karl Wienand, vor seinem Rathaus.



**Im Gespräch** mit den Bauern seines Wahlkreises. Sie haben Vertrauen



**Man sieht es** dem Kriegsversehrten nicht an; sein Bein ist amputiert.



## SPD

Bundestagskandidat  
Wahlbezirk Siegbach

**Karl Wienand**

26 Jahre

Bürgermeister von Rosbach an der Sieg  
seit zwei Jahren verheiratet  
Kreistagsabgeordneter der SPD  
Leiter der Bundesjugendschule des DGB

Er will sich im Bundestag besonders einsetzen für:

Jugend- und sozialpolitische Aufgaben  
Fragen der Kleinlandwirte  
Siedlungsbau

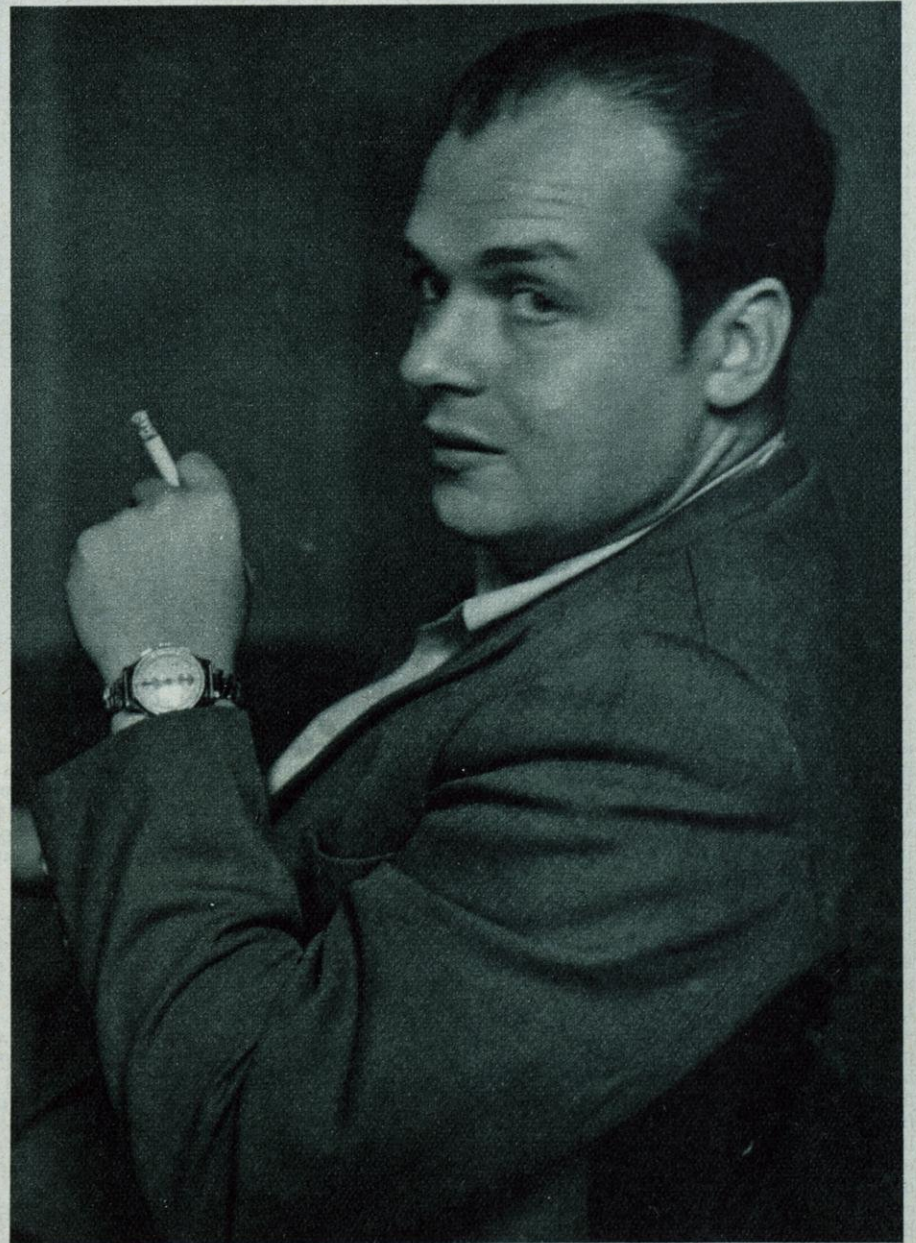
Er ist gegen eine allgemeine Wehrpflicht unter den derzeitigen Verhältnissen

Sein Hobby ist Angeln und Schachspielen

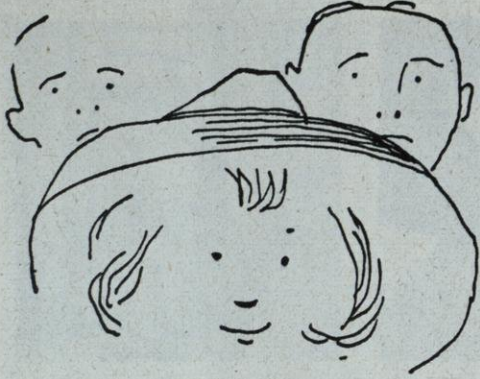
Er liebt die Filme: *Unter den Dächern von Paris* und *Fahrraddiebe*  
Er liest gern „Die großen Friedhöfe unter dem Mond“

von Georges Bernanos

**Bei ihm zu Hause** ist es gemütlich. Nach den Amtsgeschäften und Wahlversammlungen findet er nur selten Zeit für sich und seine Frau.







## DIE HERREN

Ein Kapitel für junge Damen, die etwas über junge Herren erfahren möchten - Geschrieben von Rosemarie Harbert

Ein junger Mann überraschte seine Braut im Garten dabei, daß sie hingebungsvoll in der Nase bohrte. Er löste die Verlobung.

Nun, du bohrst nicht in der Nase. Aber es gibt noch andere Mittel, einen jungen Mann in die Flucht zu schlagen. Liege ihm nicht mit Vorwürfen in den Ohren, warum er von der Englandreise nicht öfter geschrieben hat. Predige ihm nicht, Romeo und Julia zu lesen, das gehöre zur Bildung. Hake ihn nicht plötzlich zärtlich ein, wenn ihr keinen Freundinnen begegnet, um sehr vertraut zu erscheinen, solange sie es sehen.

Eine Dame zündet dem Herrn nicht die Zigarette an, füllt sein Glas nicht nach, sie hilft ihm nicht aus dem Mantel. Das sind seine Aufgaben. Sie hakt ihn ein, nicht er sie. Bei Damenwahl fordert man nur jemand auf, der vorher bereits mit einem getanzt hat. Sonst meint der Herr, du wolltest dich ihm aufdrängen. Wenn du im Kino kein Taschentuch hast und er dir seins borgt, behältst du es bei dir und gibst es später gewaschen zurück. Übrigens: ein wohlzogener Herr trägt das Taschentuch in der Brusttasche, nicht in der Hosentasche.

Es ist ein altes, wichtiges Gesetz, daß die Initiative beim Mann liegt, daß er den Impuls gibt, daß er zu einem Fest die Dame bittet — nicht umgekehrt, daß er bei einer Bekanntschaft den Anfang macht. Du hast einen jungen Mann irgendwo flüchtig kennengelernt und findest ihn sehr nett. Es hilft nichts, du darfst nicht als erste schreiben. Oder ihn auf der Straße, wenn er grüßend vorbeigehen möchte, anhalten: „Guten Tag, Herr Siebentöter, wollen wir uns nicht mal wieder treffen?“ Was soll er tun? Zusagen mag er nicht, zur glatten Absage ist er zu höflich. Erspare ihm die Verlegenheit, und wenn es noch so schwerfällt, stumm weiterzugehen. Außerdem können junge Männer untereinander unglaublich indiskret sein und ziehen mit Vorliebe über die Mädchen her, die sie nicht mögen. Du würdest dich zum Gegenstand ihres Gespöts machen.

Bringe einen jungen Mann nicht in Geldverlegenheit. Es ist einleuchtend, daß ein Student oder Lehrling kein dickes Bankkonto hat. Er mag natürlich das nicht zugeben, Vermeide von vornherein, daß ihr in ein teures Café geht. Deute voller Entzücken auf das kleine Gegenüber und sage, das sei doch viel hübscher. Im Kino tut's auch der dritte Sperrplatz, und Bratkartoffeln sind ebenso lecker wie Champions auf Toast.

Ein Mann interessiert sich für viele Dinge, die eine Frau langweilen. Wenn er vor einem Radiogeschäft oder Briefmarkenschaukasten stehen bleibt, ziehe ihn nicht weiter. Warte geduldig, noch besser: interessiere dich auch dafür, frage, ob er die kanadische Luftpostmarke neu bekommen hat, erkundige dich nach Anoden und Ultrakurzwellen. Später wirst du merken, daß ein Mann seinen Beruf nicht nur als Brotverwerb nebenbei und notgedrungen verrichtet. Er liebt ihn richtig. Er ist mit Leib und Seele

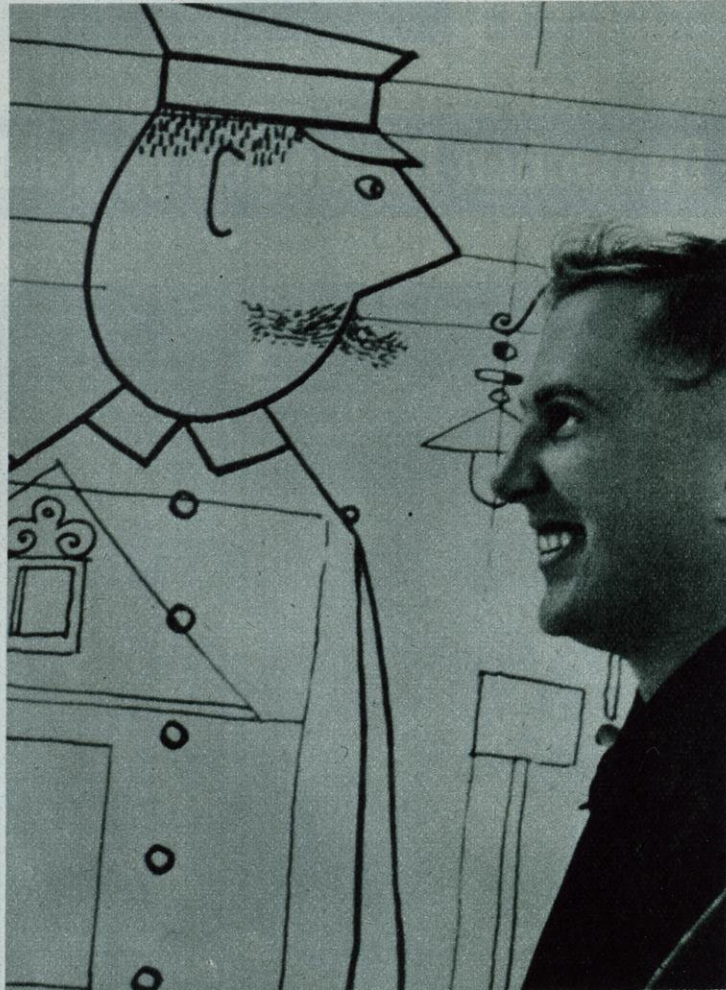
dabei, ihn interessiert die Sache. Eine Frau, die ihn gekränkt wegzerren möchte, tut das Faltscheste, was möglich ist.

Weine nicht, wenn ein Mann dabei ist. Du bringst ihn in größte Verlegenheit, zum Trösten ist er zu jung, zum Mitweinen zu alt. Er wird verlegen dastehen, stumm wie ein Fisch. Oder er wird eine grundsätzliche Rede halten, über den Sinn der Welt oder so, was dir in deinem Kummer gar nicht hilft, außerdem sieht ein Mädchen mit roten Augen und verschollenem Gesicht nicht schön aus. Daran denke, wenn dir die Tränen hochsteigen, und schlucke sie wieder runter.

Wenn eine junge Dame nach Hause begleitet wird, sollen die beiden nicht eine halbe Stunde vor der Haustür stehenbleiben. Nicht nur wegen der Nachbarn, die mit Ferngläsern hinter den Gardinen Posten stehen, sondern weil es einfach dumme aussieht. Man redet doch nur belangloses Zeug. Man möchte noch ein bißchen zusammen sein, aber so ist es auch nicht schön. Sagt bald auf Wiedersehen. Vielleicht erlauben deine Eltern, daß er euch einmal zum Kaffee besucht. Wenn er dann kommt, stelle ihn den Eltern vor. Vor zwanzig Jahren war es noch shocking, einen jungen Mann allein einzuladen. Noch viel mehr shocking, ihn allein in seiner Wohnung zu besuchen. Heute fällt man darüber nicht mehr in Ohnmacht. Das ist gut und schlecht zugleich. Gut, weil man nicht gleich Unmoral wittern soll: Vertrauen ist ein besseres Fundament. Schlecht, weil Abstand und Zurückhaltung und Scheu durchaus keine unmodernen Begriffe sind. Ein Mädchen, das meint, es müsse mit fünfzehn Jahren endlich einen Freund haben, ist schwer im Irrtum. Natürlich, ihr trifft alle naselang junge Männer, und ihr sollt richtig mit ihnen umgehen, dafür ist dieses Kapitel geschrieben. Aber Freundschaft, richtige Freundschaft — das ist doch mehr. Es ist eine große Kunst. Bist du nicht noch zu jung dafür?



Hier enden das Kapitel und wahrscheinlich auch die Erlaubnis, mehr nachzudrucken. Trotzdem es reizvoll und lohnenswert gewesen wäre, noch mehr aus dem Büchlein „Bitte so“, ein Anstandsbuch für junge Damen und solche, die es werden wollen, geschrieben von Rosemarie Harbert (Paulus-Verlag, Recklinghausen, 116 Seiten, 37 Zeichnungen, Preis 5,60 DM), zu veröffentlichen.



Unser Berichterstatter Heinz Stuckmann (auf dem Foto rechts) amüsiert sich auf der Düsseldorfer Rationalisierungs-Ausstellung „Alle sollen besser leben“ über die witzigen Schaubilder. Wir veröffentlichen auf dieser Seite seinen Bericht. In den nächsten Heften wird unser Fotograf Heinz Held Bilder von der „Rationalisierung des Alltags“ bringen. Es folgt in Nr. 17 des „Aufwärts“ die „Hühner-lege-Batterie“. Foto: Held

lichen. Dieses wirklich gute Buch, flott, kurzweilig, mit Humor, unter Weglassung des erhobenen Zeigefingers geschrieben, ein moderner Knigge für junge Mädchen, durchliest man mit sehr viel Freude.

Wo es so etwas Ordentliches für Mädchen gibt, muß auch etwas für Jungen sein. Dies besorgt Walter Scheri mit seinem Bändchen „Der Musterknabe, ein Anstandsbuch für Jungen“ (Paulus-Verlag, 144 Seiten, reich illustriert, Preis 6,50 DM). Wo man zwar am Ende kein Musterknabe ist, doch aber weiß, wie man sich zu benehmen hat.

Adolf Ohlen illustrierte die beiden, sehr anständig gemachten Bändchen.

## Alle sollen besser leben!

Was unserem Berichterstatter Heinz Stuckmann auf der Rationalisierungs-Ausstellung auffiel

Dieser Tage war ich in einer Ausstellung. Sie hieß: „Alle sollen besser leben.“ Ehrlich gesagt, der Name hat mich gelockt. Vielleicht habe ich gedacht, daß auch das Hundeleben eines freien Journalisten noch irgendwie zu bessern sei. Ich weiß es nicht mehr...

Jedenfalls habe ich Zeit und Geld geopfert und bin dafür nach Düsseldorf gefahren, stand zunächst ziemlich ratlos in der riesigen Mammutschau. Zehn Hallen, ...zig Pavillons und ein großes Freigelände waren zu bewältigen. Fast hätte ich den Mut verloren. Aber man läßt es sich ja etwas kosten, wenn man gezeitigt bekommen soll, wie man mit weniger Aufwand und weniger Arbeit mehr Geld verdient.

Die Straßenbahnwagen stehen zwar am Rande des großen Ausstellungsgeländes beim Vergnügungspark, und meistens sind es nur Jungen und Mädchen, die in die Wagen klettern, um dort einmal „Führer“ und „Schaffner“ zu spielen und einmal nach Lust und Laune zu bimmeln. Die modernen Wagen westdeutscher Straßenbahn-Gesellschaften gehören aber noch zum Sektor Rationalisierung, nicht zum Vergnügungspark — wie man in Anbetracht der unentwegt bimmelnden Jungen und Mädchen vielleicht meinen könnte. Man muß sich freilich vorstellen, wenn man durch die neuen Wagen geht, wie in unseren alten Kisten (sie sind ja noch überall in Betrieb) Schaffner und Fahrer stehend ihren schweren Dienst verrichten mußten. Stehe mal acht oder zehn Stunden in so einem Kasten, vielleicht noch in einem von den Dingen, wo man gratis eine Fahrt im Rüttelkarussell dazubekommt.

In den neuen Wagen sitzen Schaffner und Fahrer. Beim Schaffner — er sitzt hinten — muß der Fahrgast einsteigen, auf die Plattform treten, und während der Fahrt geht er — an dem Schaffner vorbei, der schnell kassiert — in den Wagen. Außerdem braucht der Schaffner nicht mehr „besetzt“ zu rufen, wenn fünfzig Leute drinnen sind und noch drei mitwollen. Die neuen Wagen fassen enorme Massen, viele bekommen einen bequemen Polsterplatz; sie sind relativ billiger in der Herstellung und im Betrieb. Eigentlich müßte nun auch das Fahren billiger werden. Eigentlich...

Es handelt sich um irgendein Maschinenteil. Früher — so stand da zu lesen — hat man es aus dem Vollen gedreht und dann fertig bearbeitet. Kosten DM 23,15. Dazu ein Riesenberg Abfall, alles Späne vom Drehen. Heute wird dieses Teil zunächst im Gesenk geschlagen, dann gedreht und fertig bearbeitet. Kosten: DM 13,15. Abfall: 25 v. H. der alten Menge. Die Leute hätten wenigstens dabeischreiben sollen, wie das Ding heißt. Schließlich ist ja nicht jeder ein Dreher.

Fast ununterbrochen kreist der Hubschrauber über dem Platz, landet mitten im Ausstellungsgelände und steigt wieder hoch. Jeder kann mitfliegen. Es ist allerdings ein teurer Spaß: 10 DM je Person. Und nach längstens fünf Minuten ist man wieder unten. Dennoch ein interessanter Beitrag zur Rationalisierung des Verkehrs. Bequemer, einfacher und schneller geht es wirklich nicht.

Was Rationalisierung beim Stahlbau heißt, zeigt interessant und lehrreich die Gegenüberstellung alter und neuer Rheinbrücken. So hatte die Rheinbrücke Köln-Mülheim früher ein Stahlgewicht von 12 890 Tonnen. Die neue Brücke, bei deren Konstruktion (1951) die Erfahrungen der Rationalisierung angewandt wurden, kam mit 5810 Tonnen bei gleicher Länge und Breite aus. Das ist eine Stahlsparnis von 55 v. H. Trotzdem hat die neue Brücke eine weit größere Tragfähigkeit. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Düsseldorfer Südbrücke. Die alte verschlang 1929 8464 Tonnen Stahl, die neue Brücke kam mit 6335 Tonnen aus. Leider wurde nicht angegeben, wieviel an Kosten eingespart wurde. Es werden aber bei allen Rheinbrücken gewiß einige Millionen sein.

Die hübscheste Stenotypistin wird häßlich, wenn sie hört: „Abschrift machen!“ Diese sturste aller Büroarbeiten ist auch die sinnloseste. Sie ist — wirtschaftlich gesehen — ein Leerlauf. Eine Viertelstunde tippt man an einer Briefseite, die eigentlich schon fix und fertig ist. In der Abteilung „Büro und Organisation“ sieht man einen Apparat, der innerhalb einer Minute eine Kopie herstellt. Die Chefs sollten sich das einmal überlegen: Die Anschaffung spart zweifellos Zeit und Geld und die Nerven der Mitarbeiter.

Ständig umlagert ist die Modell-Eisenbahn in der Halle Verkehr, und man muß schon etwas warten, bis man sie sieht. Das Wesentliche der Anlage sind aber nicht die vielen Miniaturzüge, die da kreuz und quer umherfahren. Das gibt es ja zu Weihnachten in jedem großstädtischen Kaufhaus zu sehen. Die ganze komplizierte Anlage — und darauf kommt es an — wird von einem einzigen Stellwerk bedient, einem sogenannten Gleisbild-Stellwerk. Dort sind auf einer großen Tafel genau die Strecken nachgebildet, und Lichtsignale zeigen an, wo sich die einzelnen Züge befinden und wie die Signale

und Weichen stehen. Es ist überaus interessant, die Lichtsignale (= Züge) die Strecken entlangfahren zu sehen. Dabei wird einem klar, daß mit diesem Stellwerk einfach keine Panne mehr passieren kann. Außerdem: Wo früher drei Stellwerke mit ...zig schweren Hebeln, Apparaten und dem altertümlichen Morsetelegraph standen, genügt nun ein Werk mit der einen großen Tafel.

Da stand ich nun nach acht Stunden, ein wenig müde und „durchgedreht“, wieder am Ausgang und las wieder das große Transparent: „Alle sollen besser leben!“ Alle? Wieso alle? Werden wirklich alle den Profit von dieser ungeheuren und umwälzenden Technisierung und Rationalisierung haben?

Ich fand nichts über die Vierzigstundenwoche, die doch gut möglich wäre, wenn man das Doppelte produziert. Ich fand nichts über den Anteil, den der Arbeiter an diesem doppelten Produkt haben soll, das er wieder selber schafft. Ich fand nichts über das Verhältnis, in dem die Löhne zu den neuen, ungeheuren Erträgen der rationalisierten Industrie stehen sollen.

Paul Schallück:

## Keiner begreift es

„Zucken Sie bitte nicht mit der Schulter“, sagte Alfred. „Ich verstehe sowieso nichts mehr. Sie zucken einfach mit der Schulter, das ist dann alles, damit ist dann alles erledigt.“

Hören Sie zu, Luise, hören Sie genau zu, es dreht sich um Ihre Schwester und um mich, um sonst keinen. Hören Sie: Da sieht man eines Tages auf der Straße ein Mädchen, ein Mädchen wie viele andere auch, nicht auffallend angezogen, gar nicht kokett und gar nichts, und man denkt sich nichts dabei. Man schaut sie sich einfach an, wie man alle Mädchen anschaut, die man auf der Straße sieht, man taxiert sie sozusagen, ob sie in einer ganz bestimmten Beziehung etwas taugen, und dann geht das Mädchen vorüber. Und dann blickt sie sich um. Das ist nichts Besonderes, das tun die Mädchen fast alle. Und dann spricht man sie an, man ruft ihr etwas nach, geht hinter ihr her, erzählt ihr einen dummen Witz und sagt etwas Blödes. Das ist so üblich, aber plötzlich schämt man sich, daß man so was Sautummes gesagt hat. Und mit einem Male ist es ganz anders, mit einem Male ist etwas da, was vorher nie da war, und man fühlt sich so komisch, wenn man sie anschaut. Und später trifft man sich wieder, nicht durch Zufall, keineswegs. Und man spricht wieder miteinander, und es ist wieder so komisch, und man traut sich nicht, was Sautummes zu erzählen, wie man es gewöhnt ist. Man erzählt sich etwas ganz Vernünftiges, was Hand und Fuß und überhaupt keine Hinterbedeutung hat. Man fragt nach dem Namen und dem Beruf, und man spricht zum Beispiel über den Betrieb auf der Straße. Und dann verabredet man sich wieder für den nächsten Tag oder für den übernächsten an der und der Ecke. Und eines Tages staunt man darüber, daß man keine Lust mehr hat, auf der Straße umherzulungern. Vorher war's ganz schön, und man war nicht zufrieden, wenn man nicht an irgendeiner Straßenecke 'ne Zigarette geraucht hatte. Aber dann hat man einfach keine Lust mehr dazu, verstehen Sie. Die andern Mädchen, die man bisher gekannt hat, läßt man laufen, ohne ihnen zu sagen warum. Man hat das Interesse verloren. Aber die Neue, Ihre Schwester meine ich, Luise, für die geht man in die Gießerei, verdammt noch mal, weil im Augenblick nichts anderes da ist, und weil man ihr ab und zu unbedingt etwas schenken muß, schenken will. Und weil man jetzt nicht mehr nur an den nächsten Tag denkt, sondern ein bißchen weiter. Geht Tag für Tag in die Gießerei, obwohl es einem sauer wird als eine Gurke, die zwei Jahre lang in Essig gelegen hat. Abends sagt man ihr, daß es einem gefällt und daß man Geduld haben will, um etwas Richtiges zu lernen. Dann hat man plötzlich die Geduld, wenn sie einen anschaut, und plötzlich gefällt es einem sogar, säuft Mineralwasser, eimerweise, und Milch — hören Sie zu?“

„Ich höre“, sagte Luise.

„Trinkt Milch, damit man nicht krank wird und ihr ab und zu was schenken kann, und arbeitet und arbeitet, aber man weiß endlich wofür. Man denkt Tag für Tag an sie und ist der glücklichste Kerl auf der ganzen Welt; das ist man, bestimmt, das ist weder gelogen noch übertrieben. Morgens, wenn man wach wird, denkt man zum ersten Male an sie, und abends im Bett, nachdem man sich gesehen hat, zum letzten Male, und zwischendurch träumt man von ihr, schlafend und wachend. Verdammt, das ist wahr. — Hören Sie auch noch zu?“

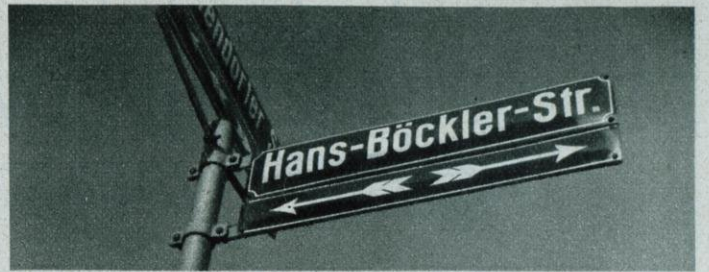
„Ich höre“, sagte Luise wieder, „erzählen Sie weiter.“

„Jede Nacht fast träumt man von ihr, und man weiß, daß es gelogen ist, wenn einer daher kommt und sagt, so was gebe es heute nicht mehr. Die Zeiten hätten sich geändert, und so was sei heute sentimental, wenn es auch früher gar nicht sentimental war. Man weiß ganz genau, daß es gelogen ist, und immer will





Eine Essener Oma wartet auf den Omnibus. Sie will zur „Villa Hügel“, wo die Krupps gewohnt haben. Oma kennt ihre Stadt genau, aber „Villa Hügel“ kennt sie noch nicht. In diesen Wochen hat die Stadt Essen — nachdem die Krupps ausgezogen sind — die Villa zur Besichtigung freigegeben.



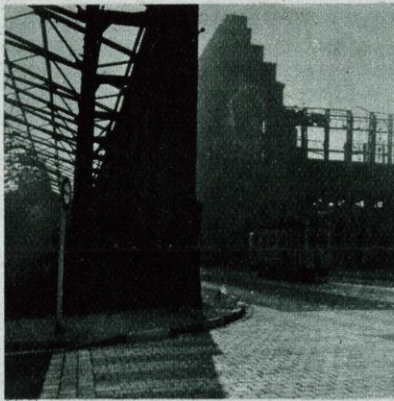
Symbole der Stadt Essen. In dem zertrümmerten Krupp-Gelände zeigt ein Straßenschild den neuen Weg: Hans Böckler, der Name des großen Arbeiterführers. Bild unten: Vor dem gigantischen polierten Schreibtisch des „Kanonenkönigs“ Krupp stehen die Besucher der „Villa Hügel“. Von hier aus wurde einst das Schicksal der Industriestadt Essen dirigiert. . . Heute ist er nur noch eine Attraktion für Besucher.



Heinz Held fotografiert: **Krupp in Essen** 4. Folge unserer Städte-Reportagen



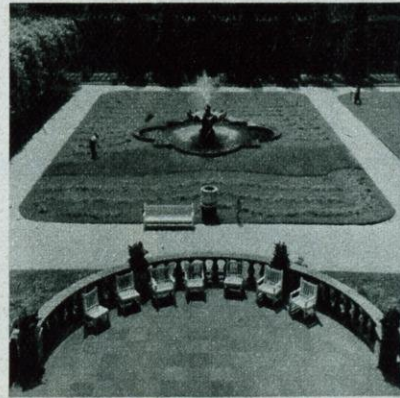
Dieses Haus, im Gelände der Kruppschen Fabriken, fiel unserem Fotografen auf. Der Krieg hat es verstümmelt. Viele Essener wohnen noch schlechter. Auf „Hügel“ steht Krupps Villa unversehrt.



Durch gespenstige Ruinen rattert die Straßenbahn. Bomben und Demontagen räumten die „Waffenschmiede des Deutschen Reiches“ aus. Unten: die Pracht der Kruppschen guten Stube.



Kilometerweit ziehen sich die Trümmerfelder des alten Krupp-Geländes. Es wird nur wenig aufgebaut. Unten: Weitab von Stadt und Zerstörung pflegt ein Gärtner den Park der „Villa Hügel“.



Eine Kunstausstellung ist jetzt in der Villa zu sehen. Die Interessiert Oma nicht so sehr. Sie wundert sich nur über die „nackten Mädchen“. Was sie interessiert, ist die Pracht des großen Hauses, in dem der „Kanonenkönig“ gelebt hat. Seine Industrie beherrschte einst das Leben der ganzen Stadt.

Im nächsten Heft: Fünfte Folge unserer Städte-Reportagen: WIESBADEN

man sich etwas sagen, was damit zusammenhängt, ein Wort nur, in dem alles enthalten ist, das über die Lüge und das über das andere, das die Lüge nicht kaputt machen kann. Aber man findet dieses Wort nicht, man schiebt das Suchen auf. Irgendwann wird man es schon finden, das eine Wort, das alles endgültig und sicher macht. — Und dann legt sie sich eines Tages ins Bett, Nasenbluten, nichts Besonderes. Bißchen schlapp, auch nicht aufregend, liegt eine Woche im Bett — eine Woche ist lang für uns beide, die will gar nicht zu Ende gehen —, aber gefährlich ist das noch nicht. Dann, nach dieser einen Woche, stellt sich heraus, daß Nasenbluten eine gefährliche Blutkrankheit sein kann. Und dann stimmt plötzlich etwas nicht mehr. Plötzlich stimmt in der ganzen Welt etwas nicht mehr nach dieser Woche. Es ist etwas in Unordnung geraten, und es will sich etwas Gefährliches in unsere Welt einschleichen, was nicht hineingehört, was überhaupt nicht vorgesehen war, als wir uns kennenlernten; will sich zwischen uns schieben und sich in unsere Angelegenheiten mischen. Eine Erniedrigung, eine gemeine Beleidigung ist das, und man kann es nicht packen. — Und dann kommen Sie, Luise, und zucken mit der Schulter, weiter nichts. Und damit ist dann alles erledigt. Nein, es ist nichts erledigt, so geht das nicht, so geht das doch auf keinen Fall, Luise, Sie können nicht einfach mit der Schulter zucken, ich verstehe nichts mehr, warum denn das alles, und warum ist denn mit einem Male nicht mehr

alles in Ordnung, warum muß sie denn diese schreckliche Blutkrankheit haben, warum denn nur? Sagen Sie mir das, Sie haben mehr erlebt als ich, Luise, sagen Sie mir das doch, ich will es verstehen, wenn ich schon nichts dagegen tun kann, will ich es wenigstens verstehen...“ Luises Arme hingen schlaff herab an den Seiten und pendelten, und sie ließ dieses letzte Aufstöhnen durch die Küche fliegen und an den

Steinen verklungen, bevor sie sagte: „Ich kann es nicht, Herr Koch, ich kann es auch nicht. Es gibt welche, die sagen: Gott, und dann glauben sie, sie könnten es. Aber in Wirklichkeit begreift es keiner.“

Sie zog einen Stuhl heran, schob ihn Alfred hin. Der ließ sich auf den Stuhl fallen und sagte etwas, etwas Unverständliches, unverständlich für Luise und für ihn auch.

Deutsche Jugend des Ostens marschiert: **Im Gleichschritt - marsch**

Bisher hatte ich das nur in den Zeitungen gelesen: daß die Pimpfe wieder marschieren, daß sie wieder Vordermann und Seitenrichtung halten, Halstücher, Knoten und Schulterriemen tragen, daß wieder angetreten wird und Fahnen „feierlich“ gehißt werden. Bisher kam mir das alles etwas unwahrscheinlich vor; die Zeitungen schreiben viel. Und schließlich ist es ja fast zehn Jahre her, daß man so etwas gesehen hat. — Aber sie marschieren wieder und hissen „feierlich“ Fahnen. Jetzt habe ich es selbst gesehen.

Freitag, den 24. 7. 53: Eröffnung des Zeltlagers für schlesische Jugendführer auf den Rheinwiesen im Kölner Messegelände. „Deutsche Ju-

gend des Ostens“ im Karree zur Flaggenhissung angetreten. „Kameraden! In dieser Stunde fordern wir die Heimat, die ewige deutsche Erde... Kameraden! Es ist unsere heilige Pflicht, nun den Worten Taten folgen zu lassen... Kameraden! Wir haben eine Fahne, eine stolze Fahne, deren Pfeil nach Osten zeigt...“ Danach Flaggenhissung unter „Nur der Freiheit gehört unser Leben...“, Produkt des Nazi-Dichters Hans Baumann, HJ-Schlager aus dem tausendjährigen, dem ewigen Reich.

Und sie marschierten wieder. Diesmal zwei Tage lang kreuz und quer durch das Kölner Messegelände, als seien die entbehrten Märsche der letzten acht Jahre nachzuholen. Vorneweg der

zackige Fanfarenzug mit Landsknechttrummeln. Sie bliesen wieder denselben Marsch, auf den unser Jungvolk-Fähnlein immer marschieren mußte. Wir sangen damals — leise — dazu: „De Vatter ist in der Partei, de Mutter ist in der Partei...“, weil wir den Text nicht kannten. Hinter dem Fanfarenzug die Fahnen, Wimpel und Speere. Dahinter stolz der „Führer“, dahinter die „Gefolgschaft“ in grauem Hemd, dunkler Hose, Halstuch und Knoten. So marschierten sie zwei Tage lang mit „Heia Safari“ und „Die blauen Dragoner sie reiten...“ durch das Messegelände. Mit Seitenrichtung und Vordermann klappte es noch nicht so ganz. Zwischendurch ein Gespräch mit Helmut Schafert, DJO-Führer, Lagerleiter auf den Kölner Rheinwiesen:

„Kennen Sie Herkunft und Geschichte des Liedes: Nur der Freiheit gehört unser Leben?“ — „Natürlich!“ — Wissen Sie auch, wer Hans Baumann ist?“ — „So alt bin ich ja schließlich nicht, daß ich das nicht mehr weiß...“ Zwischendurch ein Mann am Straßenrand: „Das weckt — ehrlich gesagt — alte Erinnerungen. Fast genau wie früher. Na ja, ein bißchen Schafert kann den Bengels heute nicht schaden. So was ist mir jedenfalls lieber als diese Beboptypen.“

Ich bin da anderer Meinung, obwohl mir an den Beboptypen auch nicht viel liegt. Aber die werden kaum... weiter marschieren, bis alles in Scherben fällt“. Die tanzen höchstens, bis sie umfallen. Und das ist ihre eigene Sache...



# Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers  
von Werner Helwig

Clemens hat sich beim Verkauf des Fanges der Raubfischer verspätet. Barbajanni ist ohne ihn abgefahren, und so muß er zu Fuß nach Kuluri zurück.

Der Abstieg durch das Gebirge ist gefährlich, erschöpft sinkt Clemens unterwegs zu Boden. Im Halbschlaf spürt er, wie sich ihm eine Gefahr nähert. Plötzlich steht er Psarathanasi gegenüber, dem geheimnisvollen Kapitän, vor dem es allen Raubfischern graut. Psarathanasi zwingt ihn, mit an Bord zu kommen. Clemens ist nun völlig in der Gewalt des riesenstarken, brutalen Burschen. Zufällig beobachtet er, daß dieser einen Schatz an Bord hat.

16 Langsam drehte er den Kopf zu mir herum, erhob sich, von seinem Aufräumen ablassend, stellte sich dicht vor mich, verschränkte seine sehnigen Unterarme und blitzte mich aus großen Augen an. Zum ersten Male sah ich in diese kleinen reptilhaften Pupillen. Der gelbliche Augapfel war von roten Adern gesprenkelt. Ich wich diesem Otterblick aus. Es gab kein Halten. Dieser Macht war ich nicht gewachsen. Er zitterte vor Erregung. Sein Gesicht wurde blaß, seine Nase an den Flanken weiß. Er stieß die Arme gegen den Himmel, schien mit den Händen etwas Unsichtbares zu zerreißen, das er „Vater, Sohn und Heiliger Geist“ nannte. Etwas derartig Frevelhaftes und Entsetzliches hatte ich noch nicht erlebt. Ich rührte mich nicht. Tierische Angst überkam mich. Ich hatte bis dahin noch nicht gewußt, was Angst ist. Bleich und eisig stieg es mir den Nacken hinauf, kroch prickelnd unter meine Haare. Verzweifelt überrechnete ich die Möglichkeiten, diesem Manne, der in seiner Wut ersticken mußte, wenn er sie nicht loswurde, zu entinnen. Ein Hechtsprung ins Wasser schien mir nicht ratsam. Vor mir waren

nur steile Felswände und neben mir nur das ernste verschwegene Meer. Und im Boot lagen Speere, Dreizacke und Harpunen. Der Alte würde mich zu treffen wissen.

Merkwürdigerweise fühlte ich in jenem Augenblick die selbige Bläue des Himmels über mir als etwas an meiner Not vollkommen Unbeteiligtes.

Der Alte rang, wie in einem epileptischen Anfall, schweigend mit seinem Grimm, ich mußte ihm irgendeinen Brocken in den wetzenden Wolfsrachen werfen. So zeigte ich plötzlich nach links hinüber, zeigte vor Eifer mit beiden Händen: denn dort wimmelte, wühlte und spritzte das spiegelglatte Wasser von einem dichten, westwärts tobenden Fischschwarm. Das Meer brodelte von den zuckenden schnellen Bewegungen der Tiere.

„Anker hoch!“ brüllte der Gefährliche. Die Lage war gerettet.

Mit schnellen sicheren Griffen zog ich den Anker ein. Nicht allerdings, um die Fische zu verfolgen. Das war sinnlos gewesen. Aber der Schwarm jener Schaumtümmler zeigte an, daß Schlammwühler anwesend sein mußten. Schaumtümmler und Schlammwühler entsprechen rätselhaft einander. Sie erscheinen immer gemeinsam, ohne daß der eine des anderen Nachsteller wäre.

Ich mußte beide Ruder nehmen. Der Alte hetzte mich um den Kissavos herum. Er kannte anscheinend die Bewegung der Fische ganz genau, denn er setzte sich inzwischen gemächlich in den Bug und bereitete die Jagdgeräte vor.

Als ich das Kap gerundet hatte, trat mässig, mit grüner Schneekrone der düstere Berghaufen des Olymps in unser Gesichtsfeld. Meine Gedanken waren immer noch bei Fluchtplänen. Ich warf jetzt meine Hoffnung ganz darauf, daß uns ein befreundetes Fischerboot treffe. Hier war ja allgemeines Jagdgebiet. Der Alte zog zwischen seinen verschlossenen Kisten einen wasserdichten Sack hervor. Er enthielt Dynamit, stangenförmig, in Pergament gewickelt, ferner ein Döschen mit Zündkapseln und eine Rolle

schwarzer dicker Zündschnur. Mehrere Stangen zerrieb er nun zwischen den Händen, formte eine faustgroße Kugel, die er fest in Pergamentpapier einschürte. In diese Kugel stach er mit einem Nagel ein Loch. In das Loch steckte er die Zündkapsel, die um ein Stück Zündschnur verlängert war. In dieses Endchen dickgeflechtener Zündschnur wiederum steckte er oben das abgeschnitzelte Köpfchen eines Streichhölzchens. Vorbereitungen, die mir gut bekannt waren!

Es dauerte nicht lange, so war eine ganze Menge solcher Bomben fix und fertig. Sie warteten ihrer Bestimmung, in einem flachen Korb geordnet. Eine frische Streichholzschachtel lag griffnahe.

Es war kurz vor Sonhenuntergang, als der Alte den Sehtrichter aufs Wasser setzte. Tief beugte er sich darüber, steckte seinen Kopf bis zu den Schultern in das Gerät, mir breit seinen Hintern zurechtend. Seitwärts übers Wasser hinsprechend, wies er mich an, wie ich das Boot zu führen habe. Ich mußte es hin und her reißen, mußte es vordrücken oder hemmen, rasch oder langsam rudern.

Wenn es mir nicht gelang, genau da zu halten, wo er den Grund absuchen wollte, schrie er mich an. Als ich einmal, um mir den Schweiß aus den Augen zu wischen, das Ruder fahren ließ, schnellte er empor, blitzte mich mißtraulich und böse an und warnte mich, je wieder ein Ruder loszulassen, er würde mich sonst den Fischen zu fressen geben.

Da wo der Ossa seinen Felsenaufläufer wie ein weißes faltiges Gewand durch das Meer schleift, führen wir, angestrengt suchend, kreuz und quer um die Kreise herum. Mit jeder Wendung drehte sich die Landschaft in wechselnde Sichten. Strafften sich alle Sehnen des Alten, verkrampfte sich sein Körper in seiner unnatürlichen Lage, umklammerte er mit beiden Händen den Sehtrichter, ihn gerade oder schräg über die Wasserfläche führend, so wußte ich, er verfolgt mit gespannten Blicken das unterseeische Wild. Auch mich ergriff dann das Jagdfieber, und ich vergaß meine Lage für Augenblicke völlig, verwuchs ganz mit ihm, handhabte die Ruder, fast ehe er die Weisung ausgesprochen hatte, jedes Geräusch vermeidend. Jeden Augenblick konnte das geflüsterte Kommando mit den Worten „hoch die Ruder“ die Entscheidung bringen. Das galt dem Bombenwurf. Bei meinen Kulurimännern hatte ich ja den Arbeitsverlauf des Dynamitfischens oft genug beobachten können.

Aber diesmal geschah nichts dergleichen. Enttäuscht stellte der Gefährliche nach stundenlanger vergeblicher Sucharbeit den Sehtrichter wieder unter Deck, bedeckte sorgfältig das Dynamitkörbchen mit einem Stück geölten Segelleinens. Enttäuscht stellte auch ich meine Hoffnung auf ein gutes Fischgericht zurück, denn jetzt erst merkte ich, wie hungrig ich von diesem innerlich und äußerlich anstrengenden Tag geworden war.

Er sprang an sein Ruder. „Vorwärts!“ befahl er mit seiner lauten, anmaßenden Stimme.

Und ich war müde, hatte schon gehofft, mich mit einem guten Schlaf und einer geruhsamen Nacht zu trösten. Das Boot wendete zurück ins offene Meer, dahin, woher wir kamen. Meine Vermutung, daß wir an dieser günstigen Küste im Windschatten einer Klippe ankern und die Nacht verbringen würden, war irrig. Lustlos stemmte ich mich ins Ruder.

Von der langen anstrengenden Achtsamkeit während der Fische suchte war ich ganz kribbelig geworden und lechzte jetzt nach einer Zigarette. Der Psarathanas verwarhte seinen Tabak in einer Blechdose, seitwärts im Fach der inneren Bordwand. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu dieser Dose zurück. Ich wollte, mußte mich durch Rauchen beruhigen. Ärgerlich grunzend ergriff der Alte mein Ruder, als ich es fahren ließ, um diese Dose zu nehmen und mir eine Zigarette zu drehen.

Er schrie mich aber dann doch an: ich solle die Zigarette über dem Wasser drehen, und bückte sich auch schon, um ein Tabakfädchen, das mir heruntergefallen war, aufzuheben und mit gemachter Gebärde wie eine Handvoll Dreck über Bord zu werfen.

Meine Zigarette war nun fertig, doch ich hatte kein Feuer. Ich erinnerte mich der frischen Streichholzschachtel in dem Dynamitkörbchen. Arglos trat ich hinzu, hob das Tuch, wurde aber sofort auf das heftigste von hinten zurückgerissen. Furchtbares Miß-

trauen glomm in den Augen des Erregten, er schien seinen Sklaven allerlei merkwürdiger Dinge für fähig zu halten. Ob ich kein Maul habe, um Feuer zu verlangen.

Bei all dem war mir nun der Geschmack am Rauchen vergangen. Ich warf die Zigarette ins Wasser und stemmte mich wieder hinter mein Ruder. Ich war starr vor Wut.

So lernte ich hassen und gewöhnte mich auf die Dauer an meinen Haß, lebte mit ihm wie andere Leute mit ihrer Liebe oder ihrer Freude. In Ruhe und Ergebenheit wartete ich meine Stunde ab. Jener damalige erste Tag meiner Sklaverei war in seinem Verlauf ein Muster für viele folgende. Er ging so aus: Neugierig wartete ich, was der Alte in der heraufkommenden Nacht machen wollte. Im August ist Fischereiarbeit am Spätabend nicht möglich. Höchstens im Frühjahr, bei starkem Meerleuchten, wenn die hoch über dem Wasser lagernden Wolken das Licht der untergegangenen Sonne noch lange widerspiegeln.

Wir hatten jetzt die flache sandige Küste von Agyjo Kamos neben uns. Und ich weiß, daß Dynamitfischer nie nachts vor solchem hellen Sandstrand ankern, sondern immer zwischen Klippen, vor dunkeln, unregelmäßigem Hintergrund. Der Dynamitfischer ist genau so Freiwild für das Küstenwachtschiff wie der Fisch für ihn.

Daß der Alte, solange er Fluchtabsichten bei mir vermutete, sich nie einem durch Schwimmen erreichbaren brandungslosen Ufer näherte, hing mit seinem Mißtrauen zusammen.

Aber das merkte ich erst nach und nach. Wir fuhren jetzt etwa eine Meile entfernt gleichlaufend der Küste. Als wir uns Kuluri näherten, belebte sich meine Hoffnung, daß wir befreundeten Booten begegnen könnten. Aber kaum kam meine geliebte heimatische Bucht in Sicht, als wir auch schon stur ins Meer hinein abbogen. Durch die Dunkelheit dämmerte winzig das Lagerfeuer meiner Freunde herüber. Sie würden jetzt wohl mein spurloses Verschwinden besprechen. Aber was mir geschehen war, lag so völlig außerhalb jeder Vermutung, daß sie wohl nicht sobald darauf kommen konnten.

Wieder in Landnähe, etwa unterhalb von Mizella, kurz hinter Limniona, ruderten wir mit äußerster Vorsicht. Leuchtende Schirmqualen trieben um unser stilles Boot dahin und erhellten wie eine Horde unterseisch wandelnder Laternen ein von nadel-scharfen Klippen durchsetztes Wasser.

Psarathanasi steuerte eine bestimmte Stelle der schräg ins Meer abfallenden zerklüfteten Küste an. Ich merkte bald, daß es ein Durchfahrtsmerkmal gab, dem er folgte: ein Baum, der als Schattenriß vor dem rauchdunkeln Westhimmel erschien, mußte genau in der Mitte zwischen zwei hochaufragenden Riffen stehen. Das war unser Fahrwasser.

Plötzlich erstarb das starke Brandungstoben zu unseren Seiten, und wir fuhren in einen zifelartigen Einschnitt hinein. In der dunkeln Stille vor uns wieherte ein Maultier. Ich erschrak, so geisterhaft und ungewöhnlich klang das in dieser erstorbenen Welt. Es war kein Wind zu spüren, aber das Schweigen selbst schien zu gleiten. Es roch nach kaltem Lagerfeuer. Mein Kapitän pffif leise durch die Zähne. Da ertönte eine Stimme, keine zehn Meter vor uns: „Verdammt Athanas, schon vier Tage warte ich hier auf dich.“

„Da hast du ja gut von deinem eigenen Dreck leben können“, antwortete der Gefährliche leutselig. „Merk auf“, fügte er hinzu, „was ich dir jetzt sage. Bestell dem »Verbranntens«, daß er mich am nächsten Sonntag treffen kann. Er weiß schon wo. Er soll mir das Geld wiedergeben, das er mir gestohlen hat, sonst werde ich dafür sorgen, daß seine Fersen den Himmel sehen.“

„Was gehen mich eure Händel an“, begann der andere klagend.

„Halt's Maul, Niko“, schnitt ihm mein Alter die Rede ab. „Du kennst meine Grundsätze.“

„Hast du denn nichts für mich mitgebracht?“ fragte jener.

„Wenn du genügend Bargeld hast, kannst du haben, was du willst“, höhnte mein Alter.

„Gut, mach dein Boot fest, wir werden uns schon einigen“, beschied der für uns immer noch unsichtbare Niko und kam auf knirschendem Kies einige Schritte näher.

Fortsetzung Seite 8



**Tierisch** ernst: So sehen die Feinde der Demokratie aus. So sah die SS aus: brutale Gesichter und brutale Uniformen. Was wird die Auslandspressen über diese deutschen Männer sagen? Das Bild wurde auf der Bundestagung des „Stahlhelms“ in Gießen fotografiert. Generalfeldmarschall Kesselring, vor kurzem noch als Kriegsverbrecher inhaftiert, verkündet hier als Präsident des Bundes der Frontsoldaten die „Gießener Botschaft“.

## Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

### Ich meine es gut

Ein Kollege aus München schrieb in Nr. 12 von der „Gefahr, die aus dem Osten droht“. Lieber „Aufwärts“, wäre es nicht besser, wenn wir dem Westen und Osten gleichviel Sympathie schenken würden? Wäre es nicht besser, das Hetzen zu lassen? Sollen wir jungen Menschen nach so viel Leid und Elend immer noch hassen? Möchtest Du mir dazu Deine Meinung sagen?

Dein Dir gutgesinnter Emil G.

N. S.: Du wirst vielleicht sagen, der Junge ist leicht angehaucht, aber da kann ich Dir aus ehrlichem und offenem Herzen sagen, daß ich es gut meine.

Lieber Emil! Einerseits hast Du recht: Haß ist unmenschlich. Hassen sollen wir nicht, auch nicht unsere Gegner im Osten. Das heißt aber andererseits nicht, daß wir ihnen — wie Du forderst — Sympathien entgegenbringen. Unrecht bleibt Unrecht. Das muß immer wieder ganz klar gesagt werden, und besonders wir als Gewerkschaftsjugend haben ja den Kampf um das Recht auf unsere Fahnen geschrieben und alle Ursache, unsere Stimme zu erheben, wo Unrecht geschieht.

Gewiß: Auch im Westen geschieht viel Unrecht. In scharfen Worten wenden wir uns immer wieder dagegen, wie es die Pflicht einer Zeitung ist. Und wenn Du den „Aufwärts“ aufmerksam liest, dann hast Du auch gemerkt, daß wir das Un-

recht in den eigenen Reihen nicht verschweigen. Sollen wir gegenüber dem Osten schweigen, wo das Unrecht oft zum Himmel schreit?

Hüten sollen wir uns allerdings vor den Hetzereien gewisser Blätter und Organe, denen es nicht um eine sachliche Kritik geht, sondern die nur Zwietracht und Völkerhaß säen wollen.

### Ich mache Überstunden

Ich bin Lehrling in einer Zigarren- und Zigarettenhandlung. Mein Chef verlangt von mir, daß ich morgens um sieben Uhr schon im Laden bin, weil dann die Leute schon kaufen, die zur Arbeit wollen. Das ist ja überall so in unserer Branche. Ich muß aber abends auch bis sieben Uhr im Laden sein. Das heißt, meistens wird es halb acht, weil wir ja nicht so ganz pünktlich zumachen und dann auch noch immer etwas zu tun ist. Eine Stunde habe ich Mittag. Meist von zwölf bis eins.

Im Jugendarbeitsschutzgesetz steht aber, daß ich nur 48 Stunden je Woche zu arbeiten brauche. Ich komme aber jede Woche bestimmt auf 65 oder 70 Stunden. Mein Chef sagt, daß das in unserer Branche nun mal so sei. Wenn mir das nicht passe, könnte ich mich ja nach etwas anderem umsehen. Wie verhält sich das nun? Muß ich so lange arbeiten? Viktor K., Krefeld

Du brauchst bzw. Du darfst nur 48 Stunden arbeiten. Laut Jugendarbeitsschutzgesetz. Das gilt für alle Betriebe, und für die Zigarrenläden sind in keinem Paragraphen Ausnahmebestimmungen enthalten.

Gehe zu Deinem zuständigen Ortsausschuß und trage dort den Fall vor. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn diese Sache nicht in Ordnung zu bringen wäre.

### Ich soll nicht rauchen

Ich habe mit meinem Verlobten dauernd Krach wegen des Rauchens, und wenn das so weitergeht, dann geht unsere Verlobung eines Tages bestimmt in die Brüche, obwohl wir uns sonst ganz gut verstehen. Aber da ist er wie irrsinnig. Nicht mal eine Zigarette soll ich rauchen. Mädchen und Frauen sollen nach seiner Meinung überhaupt nicht rauchen. Ist das richtig? Veronika L., Speyer

Liebe Veronika!

Frauen und Mädchen steht der Genuß einer Zigarette genau so zu wie dem Mann. Soweit das Grundsätzliche. In Deinem Fall erhebt sich allerdings die Frage, ob Du ihm — zuziehe nicht einmal verzichten kannst. Andererseits: Es erhebt sich natürlich auch die Frage, ob „er“ auch einmal großzügig sein kann und Dir — so hin und wieder — die kleine Freude läßt. Nun — ihr werdet es untereinander ausmachen müssen. An den kleinen Dingen des Alltags zeigt es sich immer, ob Liebe da ist oder nicht.





## Nach 17 Jahren die Wahrheit über Spanien



Der spanische Hauptmann konnte noch lächeln, als der Splitter einer deutschen Fliegerbombe ihm vor dem Marineministerium zu Madrid den rechten Oberarm zertrümmert hatte. Noch konnte er lächeln, denn noch konnte die Republik kämpfen. Die Leiden des Volkes aber waren fürchterlich. Das acht Monate alte Kind aus Katalonien wäre fast verhungert. Eine Unterstützungsorganisation der stets hilfreichen Schweiz nahm sich seiner an — und nach acht Wochen war es wieder ein wohlgenährter Säugling. Unser verstorbener Fotograf Senn machte diese Bilder.



Die französischen Grenzwächter waren oft großzügiger als ihre Regierung. Oft trugen sie verwundete Spanier selbst über die Pyrenäengrenze. Und der Grenzkommissar schleppte ihre Karabiner. Brüderlichkeit hatte gesiegt.



Drei Tage und Nächte saß das Bauernpaar aus der Estremadura auf dem Bahnhof Valencias. Flüchtlinge! Es wollte zu Verwandten nach Toledo. Aber Toledo war längst zusammengeschossen. Sie endeten im Flüchtlingslager.



Ihre beiden Brüder haben mit General El Campesino (der Bauer) Madrid gegen die Faschisten verteidigt und sind gefallen. Der Kommunist El Campesino floh nach Rußland — und floh am Ende des 2. Weltkrieges wieder aus Rußland.

### Fortsetzung von Seite 1

Moskau, 6. November 1936: Eine Lastwagenkolonne mit 7800 Kisten trifft ein. Die Kisten stammen aus Spanien. Sie enthalten 510 592 Gramm Gold. Das ist mehr als die Hälfte der spanischen Goldreserve. Moskau hat sich diesen Schatz als „Pfand“ ausliefern lassen — für versprochene Waffenlieferungen. Die Waffen müssen allerdings besonders bezahlt werden. Zweieinhalb Jahre später, nachdem der Todeskampf der Republik beendet ist, wird die Sowjet-Union dieses Gold verhöckern.

Madrid, 6. November 1936, 5 Uhr: Vor der Stadt donnern die Geschütze des faschistischen Generals Molo. Eine kleine Garnison, Miliz und die Bevölkerung halten sie. Molos Geschütze und Flugzeuge stammen aus Deutschland und Italien — geliefert ohne Vorauszahlungen und mit Kanonieren und Piloten.

Valencia, 1. Januar 1937: Madrid wird noch immer von den Republikanern verteidigt, aber die Regierung ist wegen pausenloser Beschießung und Bombenangriffe nach Valencia ausgewichen. Endlich bekommt die Republik einige Waffen aus dem Ausland — in erster Linie von den Russen. Die demokratische Welt hat der Sowjet-Union eine einmalige Chance gegeben: Sie hat die „Nichteinmischungs-politik“ gegenüber Spanien erfunden und verweigert der legalen Regierung den vom Völkerbund zugelassenen Waffenkauf für die Verteidigung. Die Republik bekommt Waffen in Frankreich, Belgien, England usw. nur illegal. Folglich ist sie auf russische Waffen angewiesen. Die Russen schicken nicht nur

Waffen, sondern auch „Berater“, die sich schon bald in die inneren Angelegenheiten der Republik einmischen. Aber auch die Waffen aus Rußland kommen nur spärlich — und sie kommen zu spät. Fünf Monate hat es gedauert, bis die erste größere Lieferung eintrifft. In diesen Monaten wäre bei hinreichender Ausrüstung ein schneller Sieg der Republikaner möglich gewesen...

Jesus Hernandez, inzwischen einer der beiden kommunistischen Minister in der republikanischen Regierung, wird 17 Jahre später dazu erklären: „Wenn Franco 200 Flugzeuge bekam, erhielten wir 20. Bekam Franco 1000 Geschütze, dann bekamen wir 50. Die Republik verfügte über finanzielle Mittel, die ausgereicht hätten, unsere Armee bestens zu versorgen. Aber Stalin sah das Problem so: Das spanische Volk wird geopfert, Hitler nach Westen gedrängt, weg von den Sowjetgrenzen. Dadurch vergrößert sich die Furcht der eingeschüchterten Staatsmänner in Frankreich und England. Sie werden gezwungen, gegenüber der Sowjet-Union nachgiebiger zu sein. Um dieses schmutzige Spiel durchzuführen, mußte der Krieg in Spanien einige Zeit dauern.“

Madrid, 1. Januar 1938: Pausenlos wütet der Bürgerkrieg. Stündlich fallen nicht nur Spanier, sondern auch Ausländer. Die Flieger der von Hitler entsandten „Legion Condor“ machen mit Vorliebe Jagd auf die deutschen Bataillone der „Internationalen Brigaden“. Der größte Teil des 120 000 Mann starken Interventionskorps Mussolinis wurde vernichtend bei Guadajajara geschlagen.

Barcelona, 13. November 1938, 14 Uhr: Mit einem Marsch durch die Straßen verabschieden sich die „Internationalen Brigaden“, in denen Angehörige aller Nationen und Rassen gegen den Faschismus gekämpft haben. Zum Zeitpunkt einer gewaltigen Offensive Francos werden sie auf Befehl Moskaus zurückgezogen. Die internationale Lage läßt es der Sowjet-Union ratsam erscheinen. Längst hat Moskau in Spanien die Macht dazu errungen, solche Befehle durchzusetzen. Nichtkommunisten und Kommunisten, die sich den Befehlen widersetzen, werden von den „Beratern“ und ihren Helfern an geheimen Orten umgebracht oder werden kaltgestellt. Jederzeit kann die Republik von den Sowjets erpreßt werden.

Sechzehn Jahre später wird Jesus Hernandez erklären: „Sobald die Politik der Russen in der Republik auf Widerstand stieß, pflegten sich die Waffenlieferungen gefährlich zu verringern. Herrschte als Auswirkung unserer Unterwerfung Harmonie, dann setzten die Lieferungen wieder ein.“

Spanisch-französische Grenze, April 1939: Mehr als 500 000 Republikaner strömen nach Frankreich und werden dort sofort in Konzentrationslagern isoliert. Die Republik ist tot, Franco der Beherrscher Spaniens. Fast drei Jahre blutiger Kampf sind vergebens gewesen. Francos Materialüberlegenheit dank der deutschen und italienischen Hilfe, die Isolierung der Republik durch die demokratische Welt und die schmutzige, eigensüchtige Politik der Sowjet-Union haben den Faschismus über das spanische Volk triumphieren lassen.



## KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ Ingrid Bergman verkörpert menschlich reif und erschütternd in ihrem neuesten Film „Europa 1951“ das Schicksal einer Frau und Mutter, die an ihrem Kinde schuldig geworden ist. Der Weg ihrer Sühne endet hinter den Gittern einer Nervenheilanstalt.

★ Von evangelisch-kirchlicher Seite werden gegenwärtig Vorbereitungen getroffen, einen abendfüllenden Film über den berühmten evangelischen Geistlichen Friedrich von Bodelschwingh zu drehen.

★ Julien Duvivier, der französische Regisseur, hat den ihm zustehenden Teil des Deutschen Filmpreises 1952 dem Unterstützungsfonds der Dachorganisation der Filmschaffenden in Deutschland überwiesen.

★ Der Verband der deutschen Filmtheaterbesitzer hat festgestellt, daß von den 4850 Filmtheatern Westdeutschlands und von Westberlin wenigstens 60 v. H. überaltert sind und zum Teil noch mit den Vorführungsmaschinen spielen, die seit der Einführung des Tonfilms 1931 in Betrieb sind.

★ Autor Franklin Roosevelt. Vor kurzem ist in den USA bekanntgeworden, daß der 1936 erschienene Kriminalroman „Dark Masquerade“, der anonym herauskam, den früheren Präsidenten Roosevelt als Verfasser hatte. Das Buch ist jetzt entsprechend gefragt und soll demnächst in einer Taschen-Ausgabe herauskommen.



★ Eine englische Filmverleihgesellschaft führt sämtliche Filme, die ihr angeboten werden, erst einem Mann vor, der besonders sentimental ist. Nur wenn diesem Mann bei den sentimental Stellen die Tränen über die Wangen rollen, dann wird der Film zum Vertrieb angenommen.

★ Der amerikanische Filmproduzent Samuel Goldwyn empfahl der deutschen Filmindustrie in einem Gespräch in München, aus den „bitteren Erfahrungen“ Hollywoods zu lernen, die Filmproduktion der Menge nach radikal einzuschränken und auf diese Weise die Qualität zu heben. Hollywood sei zu dieser revolutionären Umstellung gezwungen worden, weil man die Leute heute nur noch mit außerordentlichen Filmen vom Fernsehapparat weglocken kann. Mit wirklich guten Filmen werde in Amerika heute ein größeres Geschäft gemacht als je zuvor. Ein völliger Sieg des Fernsehens über den Film sei schon deshalb ausgeschlossen, weil immer ein Bedürfnis bestehen werde, ins Kino zu gehen, ebenso wie ins Theater oder in ein Restaurant.

★ Tyrone Power, einer der meistbeschäftigten amerikanischen Filmschauspieler, ist auch einer der maßgebenden Männer der Filmschauspielergewerkschaft, die dem amerikanischen Gewerkschaftsbund AFL angehört.



★ Eine afrikanische Firma baut jetzt für moderne Cowboys Radios in Pferdesättel ein. Hollywoods Studios kauften sofort ein Dutzend der „tönenden Sättel“ für neue Wildwester.



## Leser schreiben an den Aufwärts

### Gedicht „Am Morgen“

... in Nr. 13 Deiner Zeitschrift dieses Gedicht mit Interesse gelesen. Ich kann Dir mitteilen, daß es mir gut gefallen hat. Doch kannst Du mir vielleicht mitteilen, ob dieses Gedicht, das die Zeichen R. T. trägt, von einem Herrn Rainer Trippelt geschrieben wurde?

Ruth Sch., Wiesbaden

Red.: Nein!

### Noch ein Gedicht

Zum Thema „Hier Auskunft“ in Nr. 13 — Anfrage: „Ich dichte“ — folgenden Beitrag:

Gar mancher Jüngling, treu und bieder, verspürt in sich den Dichterdrang, drum schreibt er fleißig alles nieder, was irgendwie ist von Belang.

Da war das erste Stelldichein, fürwahr, ein Grund zum Dichten, um so der Umwelt ganz allein in Versen zu berichten,

wie jene Zeit der ersten Liebe pulsierend zog durch sein Geblüt und erste dichterische Triebe entsprossen sonnigem Gemüt!

Und nun sieht er vor sich schon Bände, gefüllt mit seines Geistes Gut, er spuckt noch einmal in die Hände und reimt mit wahrer Dichterwut! — — —

Er ist Poet aller Poeten, der Dichtung einzig wahrer Held, im Geiste scheffelt er Moneten und macht 'ne Reise um die Welt.

Man liegt im Staub zu seinen Füßen, selbst Kaiser beugen ihre Knie — und er läßt weiter Verse fließen — ein Dichter aber — war er nie!

(Nebenbei: Ich dichte auch — siehe oben. Zur Entspannung. Aber nur für mich — nicht für die Öffentlichkeit, weil ich kein Dichter bin.) Mit freundlichem Gruß! Fritz Libuda, Siegen

### Intime Dinge

Liebesfragen sollten besser nicht unter „Hier Auskunft“ beantwortet werden. Das sind so intime Dinge, die nicht in eine frohe Jugendzeitschrift hineingehören. Walli Berke, Opladen

### Herzensangelegenheit

Gut, daß Du Deinen Lesern, die mit Herzensangelegenheiten kommen, in der Auskunftsliste so trefflich Bescheid sagst. Den Vernünftigen gibst Du immer eine wundervolle Antwort, und die Verrückten bekommen den Kopf gewaschen. Es ist gut, daß Deine Leser immer wissen, daß sie sich an Dich wenden können, wenn sie nicht mehr weiter wissen.

Bernhard Sch., Kaiserslautern

### Kunst wird kritisiert

Der „Aufwärts“ tut was für die moderne Kunst. Das ist gut so. Ich war auch auf der Recklinghausener Ausstellung (auf Ihre Anregung hin), alles gefiel mir auch nicht. Aber diese Ausstellung ist doch wirklich demokratisch. Sie läßt den Leuten, die nicht für „modern“ sind, so viel alte Bilder, daß sie ihre Freude daran haben können.

Eleonore Brinkmann, Düsseldorf

### Erstklassige Figuren

Kunst ist ganz schön, aber solche Kunst, wie Sie sie zeigen („Kunst wird kritisiert“, Nr. 15 Seite 5), schlägt dem Faß den Boden aus. Und so was finanziert die Gewerkschaft. Mein Geld ist es ja nicht. Aber geben Sie mir das Geld, was die Ausstellung gekostet hat, und ich liefere Ihnen dafür 100 erstklassige Figuren aus Brötchenteig.

Franz Buida, Bäckermeister

### Drahtbiest

Wir haben in unserem Garten so einen Sessel, den Du Deinen Lesern auf Seite 5 (Nummer 15) zeigst. Als mein Vater ihn in Stuttgart gekauft hatte, sagte meine Mutter: „Was sollen wir mit diesem Drahtbiest, der verunstaltet unseren ganzen Garten.“ Unterdessen hat sie sich daran gewöhnt. Sie sitzt meistens darin, wenn wir draußen sind.

Hildegard Br., Freiburg

### Zur Sau machen

„Begegnung mit einem Toten“ auf Seite 1 mit dem Soldatenbild daneben (Nr. 15, ist eine Herabwürdigung des deutschen, pflichtbewußten, verantwortungsvollen und kameradschaftsfähigen Feldwebels, der immer seine Pflicht getan hat. Stabsgefreiter Wegener sollte mir mal im Dunkeln begegnen, ich würde ihn für seine meuchlerische Tat zur Sau machen.

Wilhelm Otto, Feldwebel

### Kriegsliteratur

Der „Aufwärts“ muß viel mehr Berichte bringen wie den von Jörg Wehmeier (Nr. 15 Seite 1). Jetzt, wo wieder so viel unverantwortliche Kriegsliteratur auf dem Büchermarkt erscheint, ist es eine Notwendigkeit, den wahren Alltag des Krieges zu zeigen.

Gunnar Bärsch, Leutnant a. D.

## Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

„Zurück!“ schrie der Alte, zu mir gewandt. Sofort nahm ich das Boot zwei Ruderschläge meerwärts.

„Brüderchen Athanasi“, winselte jetzt der andere, „gib zwei Kisten und ich zahle sofort deinen Preis.“ Der Psarathanas machte eine kleine Sturmlaterne lichtfertig. In ihrem Schein erkannte ich, daß jener Niko ein bärtiger, von wildem grauem Haar umwehelter Mönch war. In langer faltiger Kutte stand er schwankend auf den Steinen im Uferwasser, wollte zu uns hereinspringen. Als ich auf Befehl das Boot in seine Nähe lenkte, sah er mich erstaunt an: „Wen hast du denn da aufgegabelt?“ fragte er und verdeckte schnell sein Gesicht mit beiden Händen, als fürchtete er, erkannt zu werden.

„Braucht keine Angst zu haben. Der ist hier landfremd. Versteht noch nicht viel Griechisch und ist darum sicher.“

Der Mönch war indessen mit hochgeraffter Kutte ins Boot gestiegen. Die Laterne zwischen sich, kauerten sie nun beide auf den Planken.

„Diese Kiste hat zehn und diese zwanzig Oka. Willst du beide? Zahle!“ Mein Alter hatte gesprochen. Der Mönch holte Geldscheine aus dem Aufschlag seines Kuttenärmels. Sie zählten.

„Brüderchen Athanasi“, begann der andere wieder wehmütig, „gib mir die schwarze Kiste. Ich habe einen so günstigen Käufer dafür.“ Und er wies auf

jene starke, gebuckelte Kiste, in der, wie ich wußte, unkenntlich gemachte antike und kirchliche Schätze lagen.

„Fünfhundert große Scheine“, sagte mein Alter mit hochgezogenen Augenbrauen und blinzelte den andern mit seinen Haifischaugen an. Jener zog einen fettigen Brustbeutel am Halskragen hervor, begann Scheine auszubreiten, sichtlich, um die Geldgier meines Alten zu reizen.

„Sieh“, sagte er mit flach vorgestreckten Händen und ergeben zurückgeneigtem Kopf, „mehr habe ich nicht. Dreihundert große Scheine sind wahrlich eine gute Bezahlung.“

Ich benutzte die günstige Gelegenheit und drehte mir eine sehr dicke Zigarette. Nie wieder habe ich den Trost des Tabaks so stark verspürt wie damals. Ich sog den Rauch tief hinab und stieß ihn grau und dicht aus den Nasenlöchern wieder aus.

Jene waren ganz in die Erörterung ihres Handels verstrickt. Der Mönch hatte noch fünfzig Scheine hinzugezaubert. Aber der Alte blieb unerschütterlich bei seinem Preis.

Man könnte sagen, daß es jetzt eine Fluchtmöglichkeit für mich gab, aber wo hätte ich mich hinwenden sollen in der unbekanntenen Bucht. Was lauerte in ihrem Hintergrund? Die beiden waren gelernte Mörder. Sie hätten mich gefaßt, bevor ich mich auch nur hätte umsehen können. Außerdem gab es Gründe für mein Ausharren. Gründe, die tiefer lagen, als alle Vernunft je hätte ermaßen können.

Der Alte wollte nun seinerseits den Mönch reizen und hieß mich die gebuckelte Kiste hervorziehen.

Aber er schloß sie nicht auf. Der Mönch starrte sie an wie etwas Heiliges und zog weitere fünfzig Scheine aus seinem linken Armelaufschlag. Überall schien er voll Geld zu stecken.

Aber die fünfhundert machte er nicht voll. Ich mußte mehrmals die Kiste ins Licht ziehen, wieder wegschaffen. Die Scheine wurden ausgebreitet, wieder zusammengerafft, wieder ausgebreitet.

Der Mönch jammerte mit frömmelnder Stimme. Der Alte fluchte seine entsetzlichen Flüche. Sie kamen trotzdem zu keinem Abschluß.

Am Ende schossen beide empor, kreuzten die Arme über der Brust, maßen sich mit erbitterten Blicken. Es sah nach Kampf aus. Aber sie ließen es dabei bewenden. Es war ein Ringen, in welchem sie einfach nur ihre inneren Mächte aufeinander losließen. Ich zitterte vor Erregung, obgleich nichts geschah. Schließlich gaben sie es auf.

Keiner konnte dem anderen obsiegen. Sie verabschiedeten sich sogar freundschaftlich voneinander. Sie wünschten sich lächelnd dabei alles denkbar Böse an den Hals.

Der Mönch sagte noch, indem er seine Stimme dämpfte: „Mach ihn stumm, bevor er reden gelernt hat.“ Ich begriff, daß sich das auf mich bezog und spitzte die Ohren.

„Ich werde mir deine Hand dazu ausleihen“, brummte der Psarathanas. „Meine Händchen“, entgegnete der Mönch, „oh, das weißt du ja, die wasche ich nur im Blut der Unschuld.“ Und er kicherte über seine eigenen Worte wie über einen gelungenen Scherz. Die Kutte hochraffend, stieg er an Land. Forts. folgt

# Papst Pius XII. empfing die Globetrotters

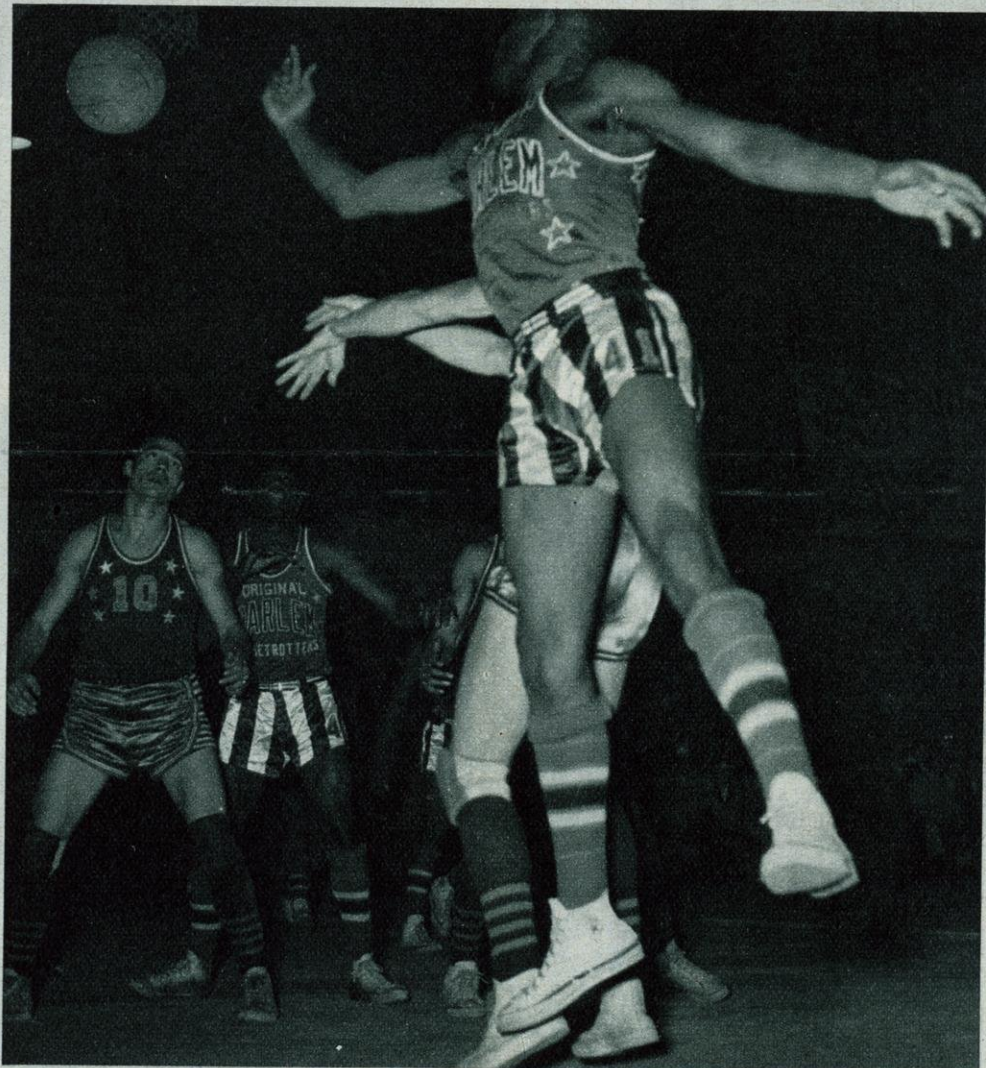
Ein seltsames Geschenk für den Heiligen Vater

Wer die „Harlem Globetrotters“ sind, braucht man hier nicht zu erklären. Diese berühmten Korbballspieler haben auf ihrer Reise durch alle fünf Erdteile überall begeistert. Superlative reichen nicht aus, ihre panther- und affengleiche urwüchsige Gewandtheit und ihre naturhafte Technik in der Ballbehandlung zu beschreiben.

In Rom wurde die Audienz beim Papst das große Erlebnis für die Mannschaft. Weil ein Sonderempfang sich nicht einrichten ließ, mischten sich die Spieler unter die Frauen, Kinder und Soldaten, die zur allgemeinen Audienz erschienen waren. Ihre Riesenfiguren — sie sind fast alle an die zwei Meter — fielen dem Papst aber sogleich auf, so daß er sich nach ihnen erkundigte. Tatsächlich wünschte der Papst sie kennenzulernen, und als die Menge nach dem Empfang auseinanderlief, überbrachte der päpstliche Würdenträger ihnen in gemessener Haltung diesen Wunsch. Die urwüchsigen Burschen brachten es nicht fertig, einen kleinen Freudenschrei zu unterdrücken, so sehr waren sie von dieser Aussicht „elektrisiert“. Der Papst empfing sie in seinem Thronsaal wohl zehn Minuten lang, erkundigte sich eingehend nach ihren Namen und Lebensverhältnissen und ließ sich genau die Spielregeln des Basketballs erklären. Der Mannschaftsführer hatte Tränen in den Augen, als er bescheiden äußerte: „Wir sind arme Neger, im Grunde können wir nichts, als mit einer gewissen Geschicklichkeit mit dem Ball umgehen.“ Lächelnd entgegnete der Papst: „Ich könnte das nicht!“

Als die Sportsleute den päpstlichen Saal verließen, fanden sie nur schwer zu sich selber zurück. Sie schlugen sich gegenseitig auf die Schulter, daß einem normalen Menschen alle Schlüsselbeine zerbrochen wären. „Das werden wir nicht vergessen“, erklärten sie dem päpstlichen Beamten, der sie hinausgeleitete. „Wenn wir wieder in Rom sind, werden wir ihm ein Geschenk bringen.“

Dieses Geschenk haben sie dem Papst jetzt „überreicht“, eines der seltsamsten Geschenke, das er je — und dazu in seinen geweihten Räumen — ent-

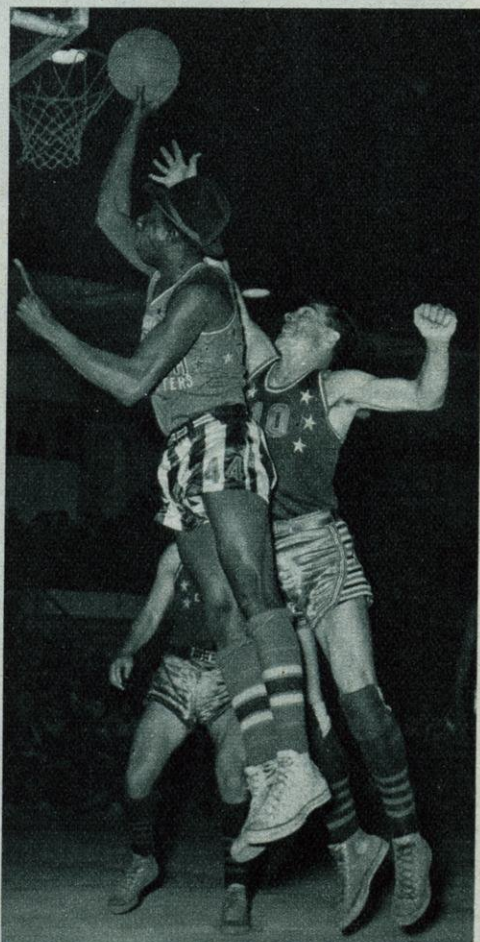


Fingerspitzengefühl ist bei den „Harlem Globetrotters“ alles. Hilflos steht die gegnerische Mannschaft da und sperrt den Mund auf. Die „Harlemer“ können auch springen wie die Wildkatzen. Ohne hinzusehen, wirft der Schwarze den Ball in den Korb (Bild unten). Das können nur Neger.

gegengenommen hat. Als sie zur Audienz gingen, blickten die Schweizer Wachsoldaten wohl etwas mißbilligend auf den Ball, den der Mannschaftsführer in einem Netz trug; doch sie dachten, es sei eine Art Weihgeschenk, und so ließen sie ihn passieren.

Der Papst empfing die schwarzen Sportsleute, wußte sogar noch ihre Namen und unterhielt sich wieder sehr herzlich mit ihnen. Da wagten sie, ihre Bitte vorzubringen: sie wollten dem Heiligen Vater dort in seinen Räumen eine kleine Probe ihres Repertoires zeigen. Lächelnd stimmte der Papst zu. Auf ein Zeichen gruppierten sich die „Harlems“ um ihren Kapitän. Natürlich waren sie sich darüber klar, daß man in jenen Gemächern nicht springen und laufen kann. In langem, sorgsamem Training hatten sie sich etwas ganz Besonderes ausgedacht. Während der ganzen Vorführung standen ihre sehnigen Körper absolut unbeweglich, desgleichen die Füße, nur die mächtigen langen Arme bewegten sich mit zauberhafter Behendigkeit. Der Ball lief den Arm herunter und hinauf, sprang von einem Mann zum andern, schoß urplötzlich in die Höhe, daß die Kronleuchter in Gefahr schienen, und dann packte ihn wieder eine mächtige, weitausgreifende Hand und gab ihn weiter. — „Wie Schmetterlinge sind diese Negerarme“, meinte einer der anwesenden Würdenträger. Der Papst blickte lächelnd auf die ungewöhnliche Vorführung; noch nie sah der päpstliche Saal ein solches Schauspiel.

Als die „Harlemer Globetrotters“ das Tor passierten, trug der Spielführer wieder den Ball im Netz bei sich. „Geht ihr jetzt zum Training?“ fragte der Schweizer Torhüter. „Nein“, entgegnete der Schwarze, „wir haben vor dem Papst selber gespielt. Dieser Ball soll kein Spielfeld mehr sehen. Wir werden ihn uns als kostbarstes Erinnerungsstück im Harlemer Museum aufbewahren.“ (R. C. in „Letzburger Zondagsblad“)



Tatum macht Späßchen. Er setzt sich einen Sappelhut auf und zeigt dem verblüfften Gegner, wie man den Ball in den Korb schmuggelt. Dick

